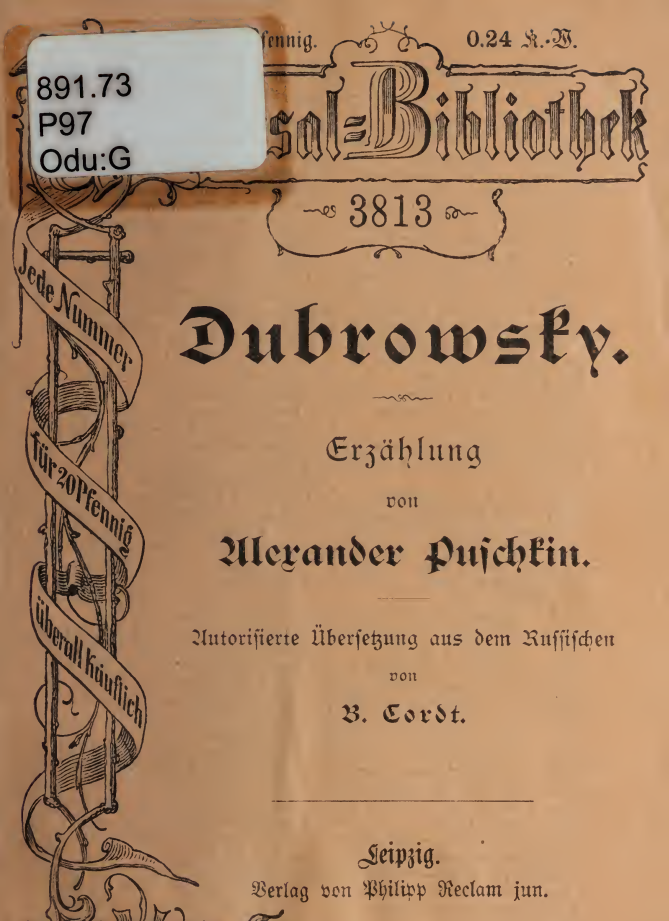


…fennig. 0.24 K.-W.

…sal-Bibliothek

3813

Dubrowsky.

Erzählung

von

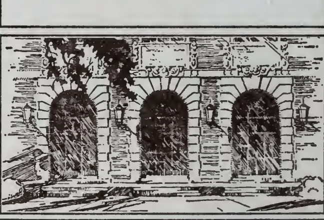
Alexander Puschkin.

Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen

von

B. Cordt.

Leipzig.
Verlag von Philipp Reclam jun.



Dubrowsky.

Erzählung

von

Alexander Puschkin.

Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen

von

B. Cordt.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Erstes Kapitel.

Vor mehreren Jahren lebte auf einem seiner Güter Kirila Petrowitsch Trojekurow, ein russischer Landedelmann von altem Schlage. Sein Reichtum, sein alter Adel, seine ausgedehnten und einflußreichen Verbindungen verliehen ihm in dem Gouvernement, wo seine Güter lagen, ein großes Ansehen. Verwöhnt durch die Huldigungen, welche ihm von allen Seiten entgegengebracht wurden, wußte er seine Herrenlaunen nicht zu zähmen und frönte in rücksichtsloser Weise seinem Stolz, Eigendünkel und Hochmut. Die Nachbarn erfüllten ihm mit Vergnügen alle seine Wünsche; die Gouvernementsbeamten zitterten vor ihm. Kirila Petrowitsch nahm alle Beweise der Zuvorkommenheit als schuldigen Tribut entgegen. Die zahlreichen Gäste, die er fast täglich empfing, mußten ihm die Zeit vertreiben und sich an seinen lärmenden und nicht selten auch wüsten Gelagen beteiligen. Niemand wagte es, seine Einladung abzulehnen, oder versäumte es, an bestimmten Tagen des Jahres dem Gebieter von Pokrowskoje persönlich die Versicherung der tiefsten Hochachtung und Verehrung zu überbringen. Kirila Petrowitsch war sehr gastfrei und litt, trotz seiner kräftigen Leibesbeschaffenheit, mit einer gewissen Regelmäßigkeit zweimal wöchentlich an den Folgen seiner Unmäßigkeit und befand sich des Abends stets in gehobener Stimmung.

Die Beschäftigung des Besitzers von Pokrowskoje bestand einzig und allein darin, daß er von Zeit zu Zeit seine ausgedehnten Landgüter besuchte, große Feste veranstaltete und täglich neue Scherze ausheckte, die er dann in der Regel auf

Kosten eines neuen Bekannten oder eines alten Freundes ausführte. Eine Ausnahme machte er aber in letzterer Beziehung mit Andrei Gawrilowitsch Dubrowsky. Dubrowsky, Gardelieutenant außer Dienst, war der nächste Gutsnachbar Trojekurows, besaß aber nur siebzig Bauern. Trojekurow, der sogar im Verkehr mit hochgestellten Persönlichkeiten hochmütig und anmaßend war, behandelte Dubrowsky, obgleich derselbe arm war, mit der größten Liebenswürdigkeit. Beide waren vor Jahren Dienstkameraden gewesen, und Trojekurow hatte den festen und stolzen Charakter seines Freundes kennen gelernt. Dann hatte sie das Schicksal auf lange Zeit getrennt. Während Trojekurow eine glänzende Carriere machte, mußte Dubrowsky, nachdem er den größten Teil seines Vermögens verbraucht, seinen Abschied nehmen und sich auf das ihm noch gebliebene Gütchen zurückziehen. Kirila Petrowitsch hatte damals davon gehört und ihm seine Hilfe angeboten. Dubrowsky hatte dieses Anerbieten dankend abgelehnt und war arm aber unabhängig geblieben. Nach einer längeren Reihe von Jahren war dann Trojekurow aus dem Staatsdienste getreten und mit dem Generalsrange auf seine Güter zurückgekehrt. So sahen sich denn die beiden Freunde zu ihrer größten Freude wieder und waren seit dieser Zeit unzertrennlich. Kirila Petrowitsch, der früher niemand mit seinem Besuche beehrt hatte, war bald ein häufiger und anspruchsloser Gast in dem bescheidenen Heim seines alten Kameraden. Beide waren sie Alters- und Standesgenossen, beide hatten dieselbe Erziehung genossen und besaßen in mancher Hinsicht denselben Charakter, dieselben Liebhabereien. In gewissem Sinne war ihnen das gleiche Schicksal zu teil geworden: beide hatten aus Liebe geheiratet, die Gattin aber schon nach kurzer, wenn auch nicht kinderloser Ehe durch den Tod verloren. Der Sohn Dubrowskys wurde in St. Petersburg erzogen, während die Tochter Kirila Petrowitschs im Hause ihres Vaters heranwuchs, und Trojekurow sprach nicht selten zu seinem Freunde Dubrowsky: „Höre, Bruder Andrei Ga-

wrilowitsch, wenn dein Wolodja ein tüchtiger Mann geworden ist, werde ich ihm meine Mascha zur Frau geben. Daß er nicht reich ist, thut nichts zur Sache." Andrei Gawrilowitsch pflegte dann den Kopf zu schütteln und zu antworten: „Nein, Kirila Petrowitsch, mein Wolodja paßt nicht zu deiner Marja Kirilowna. Ein armer Edelmann, wie er, thut am besten, wenn er ein armes Edelfräulein heiratet, denn nur in diesem Falle wird er Herr im Hause sein und sich nicht zum Diener seiner verwöhnten Frau herabwürdigen."

Allen war das gute Einvernehmen, welches zwischen dem stolzen Trojekurow und seinem armen Nachbar bestand, ein Dorn im Auge. Alle bewunderten den Mut des letzteren, wenn er im Hause Trojekurows seine Meinung frank und frei aussprach, ohne sich darum zu kümmern, ob seine Worte mit den Ansichten des Hausherrn übereinstimmten. Einige Gäste hatten wohl auch den Versuch gemacht, ihm nachzuahmen und die lästige Fessel der Unterwürfigkeit abzustreifen; Kirila Petrowitsch aber fuhr sie so heftig an und flößte ihnen dadurch einen so heilsamen Schrecken ein, daß ihnen die Lust zu solch kühnem Unterfangen für immer verging. Nach wie vor durfte nur Dubrowsky das herrschende Gewohnheitsrecht außer acht lassen. Ein unglückseliger Zufall brachte in diesen Verhältnissen eine gründliche Umwandlung hervor.

Zu Beginn des Herbstes hatte Kirila Petrowitsch wie gewöhnlich eine große Anzahl von Gästen zu einer Treibjagd geladen. Am Abend vor der Jagd hatten die Pikeure und Reitknechte den Befehl erhalten, sich um fünf Uhr morgens bereit zu halten. Ein Zelt und eine Küche waren an den Platz vorausbefördert, wo Kirila Petrowitsch zu Mittag speisen wollte. Der Hausherr führte seine Gäste in den Hundehof, wo mehr als fünfhundert Spür- und Windhunde in Hülle und Fülle lebten und die milde Hand Kirila Petrowitschs in ihrer Hundesprache priesen. Hier gab es nicht nur ein Lazarett für kranke Hunde, unter der Oberaufsicht des Stabsarztes Timoschka, sondern auch eine Abteilung, wo die

Hündinnen warfen und ihre Jungen säugten. Kirila Petrowitsch war nicht wenig stolz auf diese Mustereinrichtung und verabsäumte es nie, sich mit ihr vor seinen Gästen zu brüsten, obgleich alle die Hunde wohl schon zwanzigmal bewundert hatten. Auch heute schritt Trojekurow, umgeben von seinen Gästen und begleitet von Timoschka und dem Oberpikeur, würdevoll auf seinem Hundehofe einher, blieb vor einigen Hundehütten stehen, bald um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen oder den Wärtern strenge, aber gerechte Verweise zu erteilen, bald um seine Lieblinge heranzurufen und zärtlich mit ihnen zu plaudern. Die Gäste hielten es für ihre Pflicht, den Hundezwinger zu bewundern und zu loben. Nur Dubrowsky schwieg und machte ein finsteres Gesicht. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, seine Vermögensverhältnisse erlaubten ihm aber nicht, sich mehr als zwei Spürhunde und einen Hasenhund zu halten, und er vermochte des Neides, welcher sich beim Anblicke dieser vorzüglichen Einrichtung in ihm regte, nicht völlig Herr zu werden.

„Warum schaust du so finster drein, Bruder," fragte ihn Kirila Petrowitsch, „gefällt dir etwa mein Hundehof nicht mehr?"

„Nein," gab Dubrowsky mürrisch zur Antwort, „das ist es nicht. Der Hundezwinger ist musterhaft. Ich glaube kaum, daß Ihre Bauern ein so behagliches Leben führen, wie Ihre Hunde."

Ein Pikeur fühlte sich durch diese Worte beleidigt. „Wir haben über unser Schicksal," sagte er, „Gott und unserem Gutsherrn sei Dank, nicht zu klagen. Aber das ist wirklich wahr, so mancher Gutsbesitzer könnte mit gutem Gewissen sein Wohnhaus gegen eine beliebige dieser Hundehütten eintauschen und würde dabei immerhin ein gutes Geschäft machen."

Kirila Petrowitsch brach bei dieser frechen Bemerkung seines Leibeigenen in ein schallendes Gelächter aus, und die Gäste folgten seinem Beispiel, obgleich auch sie sich durch

die Worte des Pikeurs beleidigt fühlen mußten. Dubrowsky erbleichte und sprach kein Wort. In diesem Augenblick reichten die Diener Kirila Petrowitsch einen Korb mit neugeborenen Hunden. Er betrachtete sie, wählte zwei von ihnen aus und befahl die übrigen zu ertränken. Unterdessen war Andrei Gawrilowitsch still verschwunden.

Nach der Besichtigung des Hundehofes begab sich Kirila Petrowitsch mit seinen Gästen zu Tische und hier erst vermißte er Dubrowsky. Die Diener antworteten, Andrei Gawrilowitsch sei nach Hause gefahren. Trojekurow schickte ihm sofort einen Eilboten nach und ließ ihn auffordern, unbedingt zurückzukommen. Eine Jagd ohne Dubrowsky, diesen kundigen und erfahrenen Jäger, erschien ihm vollkommen undenkbar. Der Bote kehrte zurück, als die ganze Gesellschaft noch bei Tische saß, und meldete, Andrei Gawrilowitsch habe sich geweigert zu kommen. Kirila Petrowitsch befand sich, da es bereits Abend war, in gehobener Stimmung. Er geriet in die größte Wut, schickte den Boten nochmals ab und ließ Dubrowsky mitteilen, daß er, Trojekurow, ihm die Freundschaft für immer kündige, wenn er nicht unverzüglich nach Petrowskoje zurückkehren wolle. Der Bote eilte davon. Kirila Petrowitsch hob die Tafel auf, verabschiedete sich von seinen Gästen und legte sich schlafen.

Früh am anderen Morgen fragte er nach Andrei Gawrilowitsch. Man überreichte ihm einen Brief. Kirila Petrowitsch befahl seinem Schreiber, den Brief laut vorzulesen, und vernahm folgendes:

„Gnädigster Herr!

Ich werde nicht nach Pokrowskoje zurückkehren, bevor Sie mir den Pikeur Paramoschka auf Gnade und Ungnade ausgeliefert haben; und von mir wird es abhängen, ob ich selbigen bestrafe oder in Gnaden entlasse; und ich habe keineswegs die Absicht, die Späße Ihrer Leibeigenen zu dulden und werde auch Ihre Scherze nicht ertragen, denn

ich bin kein Narr, sondern ein alter Edelmann. Hiermit verbleibe ich Ihr ergebener Diener.

Andrei Dubrowsky."

Kirila Petrowitsch wunderte sich nicht über den Stil, sondern nur über den Inhalt dieses Schreibens. „Was!" schrie er und sprang mit bloßen Füßen aus dem Bette, „ich soll ihm meine Leute auf Gnade und Ungnade ausliefern! er will sie bestrafen oder begnadigen! was denkt er sich? weiß er auch mit wem er es zu thun hat? Ich werde ihm Vernunft beibringen! Er soll es bereuen, er soll erfahren wer Trojekurow ist."

Kirila Petrowitsch kleidete sich an und fuhr wie gewöhnlich zur Jagd. Er hatte aber kein Glück. Im Laufe des ganzen Tages kam den Jägern nur ein Hase zu Gesicht und auch der kam mit dem Leben davon. Das Diner im Freien war auch nicht gelungen oder entsprach wenigstens nicht den Anforderungen Kirila Petrowitschs. Jedenfalls erteilte er eigenhändig dem Koch eine Tracht Prügel, behandelte seine Gäste unliebenswürdig und ritt auf dem Heimwege mit der ganzen Jagdgesellschaft durch die Kornfelder Dubrowskys.

Zweites Kapitel.

Es vergingen einige Tage, ohne daß zwischen den feindlichen Nachbarn eine Versöhnung zustande gekommen wäre. Andrei Gawrilowitsch zeigte sich nicht in Pokrowskoje, Kirila Petrowitsch aber vermißte ihn und that seinen Ärger in den beleidigendsten Ausdrücken kund, welche dann Dubrowsky zu Ohren kamen, natürlich — je nach dem Eifer des Überbringers — in erweiterter und vervollständigter Fassung. Dazu kam ein neuer Zwischenfall, welcher eine Versöhnung vollkommen unmöglich machte.

Als Dubrowsky eines Tages eine Fahrt durch sein kleines Gut unternahm und sich soeben seinem Birkenwäldchen

genähert hatte, vernahm er die Schläge einer Axt und gleich darauf das Krachen eines gefällten Baumes. Er eilte in den Wald und ertappte mehrere Pokrowskische Bauern beim Holzfrevel. Bei seinem Anblick ergriffen die Diebe schleunigst die Flucht; mit Hilfe seines Kutschers aber nahm Dubrowsky einen der Flüchtlinge gefangen und brachte ihn in Fesseln auf seinen Hof. Außerdem erbeutete der Sieger zwei Pferde, die der Feind im Stich gelassen hatte. Dubrowsky war nicht wenig böse. Bisher hatten Trojekurows Bauern, die allgemein als Diebe bekannt waren, sich nie an seine Besitzung herangewagt, weil ihnen sehr wohl bekannt war, wie befreundet er mit ihrem Gebieter war. Jetzt aber machten sie sich augenscheinlich den Zwist, welcher zwischen ihm und seinem Nachbar entbrannt war, zu nutze. Dubrowsky beschloß, seinen Gefangenen mit Rutenhieben zu züchtigen und die erbeuteten Tiere als Arbeitspferde auf seinem Gute zu verwenden.

Kirila Petrowitsch erhielt die Nachricht über diesen Vorfall noch an demselben Tage. Er schäumte vor Wut und es fehlte nicht viel, so hätte er mit allen seinen Leibeigenen einen Angriff auf Kistenewka, das Gut seines Feindes, unternommen, um dasselbe mit Feuer und Schwert zu verwüsten und den Besitzer in seiner Behausung zu belagern. Ein solches Unternehmen erschien ihm keineswegs ungeheuerlich. Bald aber verdrängte ein neuer Beschluß diese Absicht. Während er mit dröhnenden Schritten in seinem Zimmer auf und abging und dabei zufällig zum Fenster hinausblickte, kam ein Dreigespann auf den Hof gefahren. Ein Herr in Reisekleidern verließ den Wagen und begab sich in die Wohnung des Gutsverwalters. Trojekurow erkannte den Landgerichtsassessor Schabaschkin und ließ ihn zu sich in sein Kabinett rufen. Nach wenigen Augenblicken bereits machte ihm Schabaschkin eine Verbeugung nach der anderen und harrte mit Ergebenheit der Dinge, die da kommen würden.

„Wie geht es dir ...? Ich habe deinen Namen ver-

gessen," sagte Trojekurow. „Was willst du hier auf dem Gute?"

„Da ich zur Stadt fahre, Ew. hohe Excellenz," antwortete Schabaschkin, „wollte ich Iwan Demjanow besuchen, um ihn zu fragen, ob er mir einen Auftrag zu geben habe."

„Du kommst mir gerade gelegen . . ., wie heißt du? Ich kann dich brauchen. Trinke ein Glas Wein und höre mich an."

Dieser liebenswürdige Empfang erfüllte den Assessor mit hoher Freude. Er verzichtete auf den Wein und lauschte andächtig den Worten Kirila Petrowitschs.

„Mein Nachbar, dieser arme Schlucker," begann Trojekurow, „hat mich beleidigt. Ich will ihm dafür sein Gut nehmen . . . was sagst du dazu?"

„Ew. hohe Excellenz, giebt es vielleicht einige Dokumente, auf die man sich dabei stützen kann? . . ."

„Unsinn, mein lieber . . ., habe wieder deinen Namen vergessen. Wir brauchen keine Dokumente. Wir müssen ihm sein Gut auf jeden Fall nehmen."

„Ew. hohe Excellenz, das ist nicht leicht."

„Denke nach, mein Lieber, überlege dir die Sache gehörig."

„Vielleicht wäre es Ew. hohen Excellenz möglich, in den Besitz der Urkunde zu gelangen, auf welcher sein Eigentumsrecht beruht. Dann könnte man natürlich . . ."

„Ich verstehe. Leider sind alle seine Papiere durch einen Brand vernichtet."

„Wie, Ew. hohe Excellenz, seine Papiere sind verbrannt? Das ist vorzüglich. In diesem Falle können Sie mit Erfolg eine Klage gegen ihn anstrengen."

„Du glaubst also? Nun schön, ich verlasse mich ganz auf dich. Meiner Dankbarkeit aber darfst du versichert sein."

Schabaschkin verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung und war seit diesem Tage im Interesse seines Auftraggebers unermüdlich thätig. Seine Bemühungen hatten zunächst den Erfolg, daß Dubrowsky nach zwei Wochen aus der Stadt die Aufforderung erhielt, vor dem Landgerichte zu

erscheinen und durch die betreffenden Dokumente den Beweis zu erbringen, daß er Eigentümer des Gutes Kistenewka sei.

Andrei Gawrilowitsch war nicht wenig erstaunt und beantwortete die Vorladung noch an demselben Tage mit einem recht groben Briefe, in welchem er erklärte, daß er das Gut Kistenewka von seinem seligen Vater ererbt habe und folglich auf Grund des Erbrechts Eigentümer desselben sei, daß Trojekurow keinerlei Ansprüche an ihn erheben dürfe und daß jeder Versuch, ihm sein Eigentum zu entreißen, eitel Hinterlist und Tücke sei.

Dieses Schreiben gefiel dem Assessor Schabaschkin ganz ausnehmend. Aus demselben ersah er zunächst, daß Dubrowsky wenig Erfahrung in Rechtssachen besaß; sodann aber hoffte er einen so heftigen und unbesonnenen Mann leicht in die Enge treiben zu können.

Als Andrei Gawrilowitsch sich allmählich beruhigt hatte und sich die Anfrage des Gerichts kaltblütig überlegte, erkannte er freilich die Notwendigkeit einer ausführlichen Antwort. Er faßte in der That eine klare und besonnene Verteidigungsschrift ab; dieselbe wurde aber vom Gericht als ungenügend abgelehnt.

Der Prozeß zog sich nunmehr in die Länge. Von der Unantastbarkeit seines Eigentumsrechts überzeugt, kümmerte sich Andrei Gawrilowitsch wenig um den Gang desselben. Zu Bestechungen konnte und wollte er seine Zuflucht nicht nehmen, scherzte sogar über die käuflichen Schreiberseelen und ließ sich's nicht träumen, daß er der Bosheit seines Feindes zum Opfer fallen könnte. Übrigens war auch Trojekurow um den Ausgang des von ihm angestrengten Prozesses keineswegs besorgt. Schabaschkin war als sein Bevollmächtigter für ihn thätig, gewann die Richter mit Geld und guten Worten für sich, citierte und interpretierte die Gesetzesparagraphen in seiner Weise. Kurz und gut, am 9. Februar des Jahres 18 . . wurde Dubrowsky von der örtlichen Polizei aufgefordert, vor dem Landgerichte zu erscheinen, um das

Urteil desselben in Sachen der gegen ihn, den Lieutenant Dubrowsky, von dem General Trojekurow angestrengten Eigentumsklage zu vernehmen und seine Zustimmung zu verlautbaren oder Appellation einzulegen. Dubrowsky fuhr noch an demselben Tage zur Stadt. Unterwegs überholte ihn Trojekurow. Die beiden Gegner warfen einander stolze Blicke zu, und Dubrowsky bemerkte auf dem Gesichte seines Feindes ein schadenfrohes Lächeln.

In der Stadt kehrte Andrei Gawrilowitsch bei einem ihm bekannten Kaufmann ein, übernachtete bei demselben und begab sich am nächsten Morgen in das Landgericht. Er wurde nicht beachtet. Gleich nach ihm betrat Kirila Petrowitsch den Gerichtssaal. Ihn empfingen die Richter mit der Versicherung ihrer vorzüglichsten Hochachtung und ersuchten ihn, auf einem Sessel Platz zu nehmen. Andrei Gawrilowitsch mußte stehen und hatte sich an eine Wand gelehnt. Es entstand eine tiefe Stille, und der Sekretär verlas mit lauter Stimme die Entscheidung des Gerichts. Wie dieselbe lautete, wird der Leser ohne Zweifel bereits erraten haben. Der Sekretär schwieg. Nun erhob sich der Assessor von seinem Platze, wandte sich mit einer tiefen Verbeugung zu Trojekurow und ersuchte ihn, das Urteil zu unterschreiben. Trojekurow ergriff die Feder mit triumphierenden Blicken und bescheinigte, daß er mit dem Ausspruch des Gerichts vollkommen einverstanden sei.

Jetzt kam Dubrowsky an die Reihe. Der Sekretär wollte ihm das Papier überreichen, aber Dubrowsky stand regungslos da und ließ den Kopf hängen. Der Sekretär forderte ihn nochmals auf, „sich entweder schriftlich mit dem Urteil einverstanden zu erklären oder aber dagegen zu protestieren, falls er, wider alles Erwarten, von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt und gesonnen sei, innerhalb der gesetzlichen Frist gehörigen Ortes zu appellieren.“

Dubrowsky schwieg auch jetzt ... plötzlich richtete er sich auf, seine Augen blitzten, er stampfte mit den Füßen, stieß den Sekretär so heftig vor die Brust, daß dieser zu Boden

fiel, ergriff das Tintenfaß und schleuderte es dem Assessor in das Gesicht. Alle Anwesenden waren starr vor Schrecken. Der Lärm rief die Gerichtsdiener herbei und nur mit Mühe gelang es ihnen, den Rasenden zu überwältigen. Sie führten ihn hinaus und hoben ihn in seinen Schlitten. Gleich darauf verließ auch Trojekurow den Saal. Das ganze Gericht gab ihm das Geleite. Die unerwartete Geistesstörung Dubrowskys hatte ihn erschüttert. Die Richter sahen sich in ihren Hoffnungen auf eine Belohnung gründlich getäuscht. Trojekurow würdigte sie nicht einmal eines Wortes und kehrte unverweilt nach Pokrowskoje zurück, unbefriedigt durch den errungenen Sieg und von Gewissensbissen gefoltert. Dubrowsky lag unterdessen im Bett. Der Kreisarzt ließ ihn zur Ader und verordnete ihm Blutegel. Gegen Abend fühlte er sich besser und fuhr am anderen Tage nach Kistenewka, welches er jetzt nicht einmal mehr als sein Eigenthum betrachten durfte.

Drittes Kapitel.

Es vergingen Wochen, und in dem Befinden Dubrowskys trat noch immer keine merkliche Besserung ein. Die Anfälle von Tobsucht waren freilich nicht mehr wiedergekehrt, er wurde aber mit jedem Tage schwächer. Er vergaß seine gewohnte Beschäftigung, verließ selten sein Zimmer und saß oft den ganzen Tag da, ohne ein Wort zu sprechen. Jegorowna, die alte treue Wärterin seines Sohnes, wurde jetzt seine Pflegerin. Sie mußte ihn wie ein kleines Kind behandeln, ihn an Essen und Trinken erinnern, ihn füttern, ihn am Abend in sein Bett legen. Andrei Gawrilowitsch gehorchte ihr in allen Dingen und ließ sonst niemand zu sich. Er war nicht mehr imstande an seine Wirtschaft, an seine Geschäfte zu denken und Jegorowna glaubte den jungen Dubrowsky, der in einem Garde-Infanterie-Regiment in

St. Petersburg diente, von dem Geschehenen benachrichtigen zu müssen. Sie trennte ein reines Blatt aus dem Wirtschaftsbuche heraus und diktierte dem Koche Chariton, dem einzigen Menschen, der jetzt in Kistenewka lesen und schreiben konnte, einen Brief, den sie noch an demselben Tage nach der Stadt zur Post schickte.

Es ist jetzt Zeit, daß wir den Leser mit dem Helden unserer Erzählung bekannt machen.

Wladimir Dubrowsky war in einem Kadettencorps erzogen worden und hatte die Anstalt mit dem Range eines Garde-Fähnrichs verlassen. Sein Vater that, was in seinen Kräften stand, um dem Sohne die Mittel zu einem standesgemäßen Auftreten in der Gesellschaft zu gewähren, und so erhielt der junge Offizier von Hause mehr als er im Grunde erwarten durfte. Er war lebenslustig, ehrgeizig und besaß kostspielige Liebhabereien. So spielte er gern Karten, machte Schulden, ohne um die Zukunft besorgt zu sein, und dachte nur mitunter daran, daß er über kurz oder lang sich eine reiche Braut suchen müsse. Eines Abends als mehrere Kameraden bei ihm waren und auf weichen Polstern hingestreckt, munter plauderten und aus seinen Pfeifen rauchten, überreichte ihm sein Kammerdiener Grischa einen Brief, der den jungen Offizier durch seine sonderbare Aufschrift und Siegel nicht wenig überraschte. Er öffnete den Brief und las folgendes:

„Mein gnädiger Herr Wladimir Andrejewitsch, ich deine alte Wärterin wage es, dir über deines Vaters Gesundheit zu berichten. Es geht ihm sehr schlecht, er spricht zuweilen Unsinn und sitzt den ganzen lieben Tag da, wie ein kleines Kind. Gott ist der Herr über Leben und Tod. Komme zu uns, du mein lieber junger Herr, wir werden dir auch Pferde entgegenschicken. Wie ich gehört habe, will uns das Landgericht Kirila Petrowitsch Trojekurow übergeben — er behauptet, daß wir ihm gehören, und wir gehören doch von jeher euch — es ist mir unbegreiflich. Du könntest wohl,

da du in St. Petersburg lebst, unserem Väterchen, dem Zaren, davon erzählen, denn er wird nicht zugeben, daß uns Unrecht geschieht. Ich verbleibe deine treue Dienerin und Wärterin Arina Jegorowna Busyrewa."

Wladimir Dubrowsky entzifferte diese ziemlich schwer verständlichen Zeilen mit steigender Unruhe. Er hatte seine Mutter in seinen Kinderjahren verloren und kannte auch seinen Vater nur wenig, da er schon als achtjähriger Knabe nach St. Petersburg gekommen war. Ungeachtet dessen liebte und verehrte er ihn.

Der Gedanke an den möglichen Verlust seines Vaters ging ihm daher sehr zu Herzen, und die trostlose Lage des armen Kranken, die ihm der Brief seiner alten Wärterin verriet, erfüllte ihn mit Angst und Sorge. Ihm war in diesem Augenblick, als sähe er den Vater vor sich, einsam und verlassen auf dem fernen Gute, angewiesen auf die Pflege der einfältigen Wärterin und des Gesindes — bedroht von Gefahren, ohne ärztliche Hilfe dahinsiechend, von Leibes- und Seelenschmerz gepeinigt. Wladimir Andrejewitsch klagte sich jetzt selbst des Undankes und der Lieblosigkeit an. Schon seit längerer Zeit hatte er von seinem Vater keine Nachricht erhalten, aber auch nicht daran gedacht, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, weil er ihn durch Reisen oder Wirtschaftsangelegenheiten in Anspruch genommen glaubte.

Jetzt entschloß er sich sofort, zu ihm zu eilen und sogar seinen Abschied zu nehmen, wenn die Krankheit des Vaters sein längeres Verweilen auf dem Gute erheischte. Den Kameraden fiel seine Unruhe auf und sie verabschiedeten sich bald. Als sie weggegangen waren, faßte Wladimir sein Abschiedsgesuch ab, rauchte eine Pfeife an und versank in Gedanken an seine Heimat, an seinen Vater ...

Schweren Herzens erreichte Wladimir Andrejewitsch die letzte Station vor Kistenewka. Trübe Gedanken zogen ihm durch den Sinn: er fürchtete seinen Vater nicht mehr am Leben zu finden, er dachte an das einförmige, einsame, ärm-

liche Leben auf dem Lande, an die Bewirtschaftung des kleinen Gutes, von der er nichts verstand. Bei seiner Ankunft auf der Station erfuhr er, daß Pferde aus Kistenewka schon seit vier Tagen auf ihn warteten. Bald erschien auch der alte Kutscher Anton, derselbe, der ihn einst zum erstenmal aufs Pferd gehoben und ihm sein kleines Pony gepflegt hatte. Anton brach bei seinem Anblick in Freudenthränen aus, grüßte ihn ehrfurchtsvoll, teilte ihm mit, daß der alte Herr lebe, und lief geschäftig zu seinen Pferden. Wladimir Andrejewitsch lehnte das ihm angebotene Frühstück ab und beschleunigte seine Abreise. Unterwegs entspann sich zwischen ihm und dem Kutscher Anton ein Zwiegespräch.

„Sage mir, Anton, führt mein Vater einen Prozeß mit Trojekurow?"

„Ja, Gott weiß, Väterchen Wladimir Andrejewitsch, unser Herr hat sich mit Kirila Petrowitsch nicht vertragen können und der hat dann beim Gericht geklagt — obgleich er sich gewöhnlich gar nicht um die Gerichte kümmert und selbst alles entscheidet. Es ist nicht gut, wenn der Diener sich in die Angelegenheiten seines Herrn mischt, aber es ist, bei Gott, nicht gut, daß dein Väterchen sich mit Kirila Petrowitsch entzweit hat."

„Dieser Kirila Petrowitsch macht also hier, was er will?"

„Ganz gewiß, Herr. Der Assessor muß thun, was er ihm befiehlt; der Isprawnik ist geradezu sein Diener, die Gutsbesitzer haben einen gewaltigen Respekt vor ihm und werben um seine Gunst. Ja, wo ein Trog ist, da sammeln sich immer die Schweine."

„Ist es wahr, daß er uns unser Gut nehmen will?"

„Ach, Herr, davon habe ich wohl gehört. Neulich noch hat der Kirchendiener aus Pokrowskoje auf der Taufe bei unserem Gemeindeältesten gesagt: Jetzt habt ihr's noch gut; Kirila Petrowitsch wird euch aber in strenge Zucht nehmen. Mikita, der Schmied, sagte hierauf zu ihm: Saweljitsch, schweige still, betrübe den Gevatter und die Gäste nicht. Kirila Petrowitsch

mag thun was er will, Andrei Gawrilowitsch steht auch seinen Mann. Wir alle aber stehen in Gottes Hand."

„Ihr wollt also, wie mir scheint, nicht in den Besitz Trojekurows übergehn?"

„In den Besitz Kirila Petrowitschs! Gott schütze und bewahre uns vor ihm! Er behandelt seine eigenen Bauern schlecht, uns aber wird er nicht nur das Fell über die Ohren ziehen, nein, er wird uns auch das Fleisch von den Knochen reißen. Nein, Gott schenke unserem Andrei Gawrilowitsch Gesundheit und langes Leben, wenn ihn aber Gott zu sich ruft, dann wollen wir keinen anderen Herrn als nur dich allein, Väterchen. Verlasse uns nicht, wir werden dir treu sein und bleiben."

Bei diesen Worten knallte Anton mit der Peitsche, zog die Zügel an, die Pferde griffen behende aus und dahin rollte der Wagen.

Gerührt durch die Anhänglichkeit des alten Kutschers, schwieg Dubrowsky und versank in Nachdenken.

Nach einer Stunde etwa weckte ihn Grischa aus seinem tiefen Sinnen, mit den Worten: „Da liegt Pokrowskoje!" Dubrowsky richtete sich auf und blickte umher. Der Weg zog sich am Ufer eines breiten Sees hin, in den sich ein Flüßchen ergoß, welches sich in seinem Laufe zwischen Hügeln dahinschlängelte. Auf einem dieser Hügel erblickte man inmitten eines Parkes das grüne Dach und Belvedère eines großen steinernen Herrenhauses und eine Kirche mit fünf Türmen. In der Nähe lagen, hier und da zerstreut, Bauernhäuser mit ihren Gemüsegärten und Ziehbrunnen. Dubrowsky erkannte die Gegend wieder. Er erinnerte sich, als Knabe auf diesem Hügel mit der kleinen Mascha Trojekurowa, welche schon damals ein hübsches Kind war, gespielt zu haben. Er hätte sich gern beim Kutscher Anton nach ihr erkundigt, aber eine gewisse Schen hielt ihn davon ab.

Als der Wagen sich dem Herrenhause näherte, sah Dubrowsky in dem Garten ein weißes Kleid schimmern. In

demselben Augenblick aber trieb Anton die Pferde an und fuhr, erfüllt von dem Ehrgeize, der allen Kutschern und Fuhrleuten auf dem Lande eigen ist, in vollem Galopp am Garten und Hause vorüber. Als sie den Gutsweg hinter sich gelassen, führte die Landstraße bergan und bald erblickte Wladimir ein Birkenwäldchen und dicht daneben auf einer Fläche ein graues Häuschen mit rotem Dache. Heftig pochte ihm das Herz — vor ihm lag Kistenewka und sein schlichtes Vaterhaus.

Zehn Minuten später langte er auf dem Gutshofe an. Mit unbeschreiblicher Rührung schaute Dubrowsky um sich: zwölf Jahre lang hatte er seine Heimat nicht gesehen. Die kleinen Birken vor dem Hause waren inzwischen zu stattlichen, hohen, schattigen Bäumen herangewachsen. Der Hof, welchen früher hübsche Blumenbeete und saubere Wege schmückten, hatte sich jetzt in eine ungemähte Wiese verwandelt, auf der ein gekoppeltes Pferd weidete. Die Hunde bellten, verstummten aber als sie Anton erkannten und wedelten beschämt mit den buschigen Ruten. Das Gutsgesinde eilte ihm aus den Wirtschaftsgebäuden entgegen und begrüßte seinen jungen Herrn mit lautem, freudigem Zuruf. Nur mit Mühe konnte er sich durch die treue Schar bis zur Treppe des Hauses hindurchdrängen. Im Hausflur erschien Jegorowna und umarmte weinend ihren Pflegling.

„Sei mir gegrüßt, Wärterin," sprach er und drückte die gute Alte an seine Brust. „Wie geht es dem Vater, wo ist er?"

In diesem Augenblick betrat der blasse, hinfällige Greis mit schwankenden Schritten, in Schlafrock und Nachtmütze, das Zimmer.

„Wo ist Wolodja?" fragte er mit schwacher Stimme — und Wladimir umarmte liebevoll seinen alten Vater. Die Freude hatte den Kranken übermäßig aufgeregt. Die Kräfte verließen ihn plötzlich, die Füße versagten ihm den Dienst, er schwankte, und nur des Sohnes rasches Hinzuspringen

schützte ihn vor einem schweren Fall. „Warum hast du dein Bett verlassen," belehrte Jegorowna den Kranken. „Nicht einmal stehen kannst du und willst dennoch herumlaufen, wie ein Gesunder." Wladimir geleitete seinen Vater in das Schlafzimmer. Der Greis wollte mit ihm plaudern, aber seine Gedanken verwirrten sich und er sprach unzusammenhängende Worte. Er schwieg und versank bald in einen leisen Schlaf. Wladimir war schmerzlich berührt durch die Hinfälligkeit des Vaters. Er bereitete sich im Krankenzimmer ein Lager und bat, man möge ihn mit seinem Vater allein lassen. Das Gesinde gehorchte und jetzt erst bemerkten alle den Kammerdiener Grischa, um ihn dann sofort im Triumph in die Gesindestube zu führen, ihn hier in ländlicher Weise mit dem Besten zu bewirten und mit Fragen zu bestürmen.

Viertes Kapitel.

Einige Tage nach seiner Ankunft wollte sich der junge Dubrowsky über den Inhalt und den augenblicklichen Stand des Prozesses unterrichten, aber sein Vater war infolge seiner Krankheit außer stande, ihm die unumgänglich notwendigen Aufklärungen zu geben. Einen Bevollmächtigten hatte Andrei Gawrilowitsch nicht. Unter seinen Papieren befand sich nur der erste Brief des Assessors, sowie der Entwurf zu der Antwort. Hieraus konnte sich der junge Dubrowsky keine Vorstellung von dem Inhalte des Prozesses machen und beschloß daher, im festen Vertrauen auf die gerechte Sache seines Vaters, eine abwartende Stellung einzunehmen.

Mit der Gesundheit Andrei Gawrilowitschs ging es indessen täglich schlechter. Wladimir konnte sich nicht verhehlen, daß das letzte Stündlein seines Vaters mit schnellen Schritten herannahe und verließ den Kranken, der vollkommen kindisch geworden war, keinen Augenblick.

Unterdessen war die gesetzliche Appellationsfrist verstrichen, ohne daß gegen die Entscheidung des Landgerichts Einsprache erhoben wäre. Kistenewka gehörte nunmehr Trojekurow. Schabaschkin meldete sich bei ihm, um ihn unter vielen, tiefen Verbeugungen zu beglückwünschen und zu erfahren, wann es Trojekurow gefällig sein werde, den Besitz des neuerworbenen Gutes anzutreten — ob er das selbst thun oder sich durch einen Bevollmächtigten vertreten lassen wolle. Kirila war im ersten Augenblick um eine Antwort verlegen. — Er war nicht eigentlich habsüchtig; er hatte sich in diesem Falle von der Rachsucht hinreißen lassen und empfand jetzt Gewissensbisse. Den beklagenswerten Zustand seines Gegners, seines alten Jugendfreundes, kannte er recht wohl und der errungene Erfolg bereitete ihm daher keine Freude. Er warf Schabaschkin einen drohenden Blick zu und hätte ihn gern gescholten, wenn er nur Grund dazu gehabt hätte. Da sich ihm aber kein willkommener Anlaß hierzu bot, begnügte er sich damit, ihm voll Zorn zuzurufen: „Hinaus mit dir; das ist nicht deine Sache!“ Schabaschkin, der die Launen seines gestrengen Gebieters recht gut kannte, verbeugte sich tief und verschwand schleunigst. Kirila Petrowitsch aber ging, nachdem Schabaschkin ihn verlassen, mit dröhnenden Schritten im Zimmer auf und ab und pfiff: „Laut ertöne Siegesdonner“, ein Umstand, aus welchem man mit Sicherheit auf einen gewaltigen Sturm in seinem Innern schließen durfte.

Endlich ließ er seine Droschke anspannen, kleidete sich warm an — es war gegen Ende September — ergriff selbst die Leine und fuhr davon.

Bald lag das Häuschen seines Jugendfreundes vor ihm. Die widersprechendsten Gefühle erfüllten seine Brust. Befriedigte Rache und Herrschsucht kämpften mit seinen besseren Regungen, bis schließlich die letzteren den Sieg gewannen. Er war jetzt fest entschlossen, sich mit seinem alten Freunde zu versöhnen, ihm volle Genugthuung zu geben und ihm sein Eigentum zurückzuerstatten. Von diesen guten Vorsätzen er=

füllt, ließ er das Pferd tüchtig ausgreifen und fuhr stracks auf den Hof seines Nachbars.

Zu derselben Zeit saß der Kranke am Fenster seines Schlafzimmers. Er erkannte Kirila Petrowitsch — und eine furchtbare Aufregung spiegelte sich auf seinem Gesichte wider: eine dunkle Glut trat an die Stelle der gewöhnlichen Blässe, das Auge sprühte Feuer, er stieß unverständliche Laute aus. Sein Sohn, der in demselben Zimmer bei den Rechnungsbüchern beschäftigt war, blickte auf und erschrak über das Aussehen seines Vaters. Der Kranke zeigte mit dem Ausdrucke des größten Schreckens und Zornes auf den Hof, raffte dann hastig die Enden seines Schlafrockes zusammen, versuchte sich von seinem Sitze zu erheben und fiel plötzlich zu Boden. Der Schlag hatte ihn gerührt. „Schnell, schnell, in die Stadt, zum Arzt!“ rief Wladimir. — „Kirila Petrowitsch wünscht Sie zu sprechen,“ meldete in diesem Augenblick ein Diener. Wladimir warf ihm einen furchtbaren Blick zu. „Sage Kirila Petrowitsch, daß ich ihn zum Hause hinauswerfen lasse, wenn er sich nicht schleunigst entfernt ... vorwärts, worauf wartest du!“ Hocherfreut eilte der Diener hinaus, um den Befehl seines Herrn zu erfüllen. Jegorowna schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Väterchen,“ rief sie mit kläglicher Stimme, „du rennst in dein Verderben. Kirila Petrowitsch wird uns alle zu Grunde richten.“ — „Schweige,“ sagte Wladimir ärgerlich. Schicke sofort Anton in die Stadt, zum Arzt.“ Jegorowna verließ das Zimmer. Das Vorhaus war leer. Alle waren auf den Hof gelaufen, um Kirila Petrowitsch zu sehen. Sie standen auf der Treppe und hörten die Antwort, die ihm der Diener im Auftrage des jungen Herrn erteilte. Kirila Petrowitsch saß in seiner Droschke und ließ den Diener ruhig ausreden. Sein Gesicht verfinsterte sich, er lächelte verächtlich, sah das Gesinde drohend an und fuhr im Schritt vom Hofe. Er blickte auch ins Fenster, an dem vor einigen Minuten Andrei Gawrilowitsch gesessen hatte. Der Platz war leer. Die Wärterin stand noch immer auf

der Treppe und hatte ihren Auftrag vollkommen vergessen. Das Gesinde besprach lebhaft das wichtige Ereignis. Plötzlich trat Wladimir unter die Leute und sagte mit zitternder Stimme: „Der Arzt ist nicht mehr nötig — mein Vater ist soeben gestorben."

Es entstand eine allgemeine Verwirrung. Die Leute stürzten in das Zimmer ihres geliebten Herrn. Er lag in dem Lehnstuhl, auf den ihn Wladimir gehoben hatte. Die rechte Hand hing schlaff herab, der Kopf war auf die Brust gesenkt — der Odem war aus dem Körper entflohen. Noch war die Leiche nicht erkaltet, aber schon hatte die Hand des Todes die Gesichtszüge des Entschlafenen entstellt. Jegorowna weinte laut. Die Diener umringten den Leichnam, der jetzt ihrer Fürsorge anvertraut wurde — wuschen ihn, hüllten ihn in die Uniform, welche noch aus dem Jahre 1797 stammte, und bahrten ihn endlich auf demselben Tische auf, an dem sie viele lange Jahre ihren Herrn bedient hatten.

Fünftes Kapitel.

Drei Tage später fand die Beerdigung statt. Die Leiche des beklagenswerten Greises lag im Sarge, umgeben von brennenden Kerzen. Das Zimmer war mit leidtragenden Bauern angefüllt. Wladimir und die Diener des Verstorbenen trugen den Sarg auf ihren Schultern hinaus. Der Priester schritt voran, ihm folgte der Küster, welcher Beerdigungslieder sang. Der Besitzer von Kistenewka verließ für immer sein Haus. — Der Trauerzug bewegte sich durch das Birkenwäldchen. Der Tag war hell und kalt; der Herbstwind schüttelte die Blätter von den Bäumen.

Am Waldessaume lag die hölzerne Kirche und der Friedhof von Kistenewka, von alten Linden umgeben. Hier ruhte die verstorbene Mutter Wladimirs; hier, neben ihrem Grabe, war am Abend vorher eine neue Gruft gegraben. Die Kirche

war voll von Kistenewkaschen Bauern, die ihrem Herrn die letzte Ehre erweisen wollten. Der junge Dubrowsky vergoß keine Thräne, er betete auch nicht; sein Gesicht sah aber schrecklich aus.

Die Trauerfeierlichkeit war beendet. Wladimir nahm zuerst von der Leiche Abschied. Ihm schlossen sich sämtliche Diener und Bauern an; dann wurde der Sarg bedeckt und zugenagelt. Die Weiber weinten laut und viele von den Männern wischten sich mit der schwieligen Hand die Thränen von der Wange. Wladimir und die Diener trugen, begleitet von allen Leibeigenen, den Sarg auf den Friedhof. Hier wurde er in die Gruft gesenkt, jeder Leidtragende warf eine Handvoll Erde hinab, dann wurde die Gruft zugeschüttet und nach einem kurzen Gebet begaben sich alle nach Hause. Wladimir verließ schnell den Friedhof, eilte an den Heimkehrenden vorüber und war bald im Walde von Kistenewka verschwunden.

Jegorowna lud in seinem Namen den Priester und den Küster zum Trauermahl ein und teilte den Geladenen zugleich mit, daß der junge Herr sich an demselben nicht beteiligen werde. Und so begaben sich denn der Priester Onesimos, seine Frau und der Küster zu Fuß auf das Gut und sprachen unterwegs von den Tugenden des Entschlafenen und von dem schweren Schicksal, welchem sein Erbe, wie es schien, entgegenging.

„Was wir von der Zukunft zu erwarten haben, können wir freilich nicht wissen," sagte die Frau des Priesters, „es würde mir aber herzlich leid thun, wenn nicht Wladimir Andrejewitsch unser Herr wird. Er ist ein braver junger Mann, das muß ich sagen."

„Er und kein anderer wird unser Herr," fiel ihr Jegorowna in die Rede. „Kirila Petrowitsch strengt sich vergebens an — er wird einen mutigen Gegner finden. Mein junger Herr steht seinen Mann und mit Gottes Hilfe wird es ihm an guten Freunden und Gönnern nicht fehlen. Hochmut kommt vor den Fall, das sollte Kirila Petrowitsch bedenken."

„Ach Jegorowna," sagte der Küster, „ich glaube, ich möchte es lieber mit dem Teufel zu thun haben, als mit Kirila Petrowitsch. Schon sein Anblick verbreitet Furcht und Schrecken! Unwillkürlich beugt sich der Rücken vor ihm."

„Alles Irdische ist eitel!" sprach der Priester. „Auch Kirila Petrowitsch wird einst hinausgetragen, wie heute Andrei Gawrilowitsch. Höchstens wird die Beerdigung feierlicher und die Zahl der Gäste größer sein — vor Gott sind aber alle gleich."

„Ach, Väterchen! gern hätte ich die ganze Nachtbarschaft eingeladen, aber Wladimir Andrejewitsch wünschte es nicht. Seid unbesorgt, wir sind mit allem reichlich versehen, können immerhin Gäste aufnehmen . . . aber was sollte ich machen? Aber ist die Gesellschaft auch klein, euch, meine lieben Gäste, werde ich auf das Beste bewirten."

Dieses liebenswürdige Versprechen und die Aussicht auf einen leckeren Schmaus beschleunigte die Schritte der Wanderer und sie erreichten bald wohlbehalten das Gutsgebäude, wo der Tisch bereits gedeckt und mit Speisen besetzt war.

Wladimir schritt unterdessen immer tiefer in den Wald hinein. Er suchte sich durch die Bewegung zu ermüden und so seinen Seelenschmerz zu betäuben. Er schritt dahin, ohne auf den Weg zu achten. Die Zweige der Bäume streiften und zerkratzten nicht selten sein Gesicht, seine Füße sanken alle Augenblicke tief in den sumpfigen Boden ein — er bemerkte es nicht. Endlich erreichte er eine kleine Lichtung mitten im Walde. Ein Flüßchen schlängelte sich hier geräuschlos am Fuße der Bäume dahin. Wladimir ließ sich auf den kalten Rasen nieder und versank in düstere Betrachtungen. Er fühlte sich vollkommen verlassen, die Zukunft verhüllten ihm drohende Wetterwolken, Trojekurows Haß und Rachsucht stellte ihm neues Unheil in Aussicht. Wurde ihm das Gütchen entrissen, so blieb ihm nur der Bettelstab übrig. Lange saß er regungslos da, indem er mit seinen Blicken dem Laufe des Baches folgte und lebhaft empfand er die Ähnlichkeit

seines Schicksals mit dem Lose der gelben Blätter, die der rauhe Herbstwind von den Bäumen schüttelte und die jetzt auf dem Wasser dahintrieben — ein Spiel der Wellen. Die hereinbrechende Dämmerung mahnte ihn an die Rückkehr. Er erhob sich und machte sich auf den Weg. Aber noch lange irrte er in dem ihm unbekannten Walde umher, bis er endlich einen Fußweg erreichte, der gerade bis zu seinem Hause führte.

Unterwegs bemerkte Dubrowsky den Priester, der mit seiner Frau und dem Küster denselben Weg gegangen kam. Unwillkürlich bog er vom Wege ab und verbarg sich hinter den Bäumen. Die Vorübergehenden bemerkten ihn nicht und sprachen eifrig miteinander. „Suchet das Gute und nicht das Böse," sprach der Priester zu seiner Frau. „Wir mußten durchaus aufbrechen, denn an der Sache konnten wir doch nichts ändern." Die Frau antwortete etwas, aber Wladimir konnte ihre Worte nicht mehr vernehmen.

In der Nähe seines Hauses angelangt, bemerkte Dubrowsky, daß sich viel Volk auf dem Hofe drängte. Schon aus der Ferne vernahm Wladimir das dumpfe Gemurmel der Menge. Vor dem Pferdestall standen zwei Dreigespanne, auf der Treppe verhandelten, wie es schien, mehrere ihm vollkommen unbekannte Personen in Uniformröcken eifrig miteinander.

„Was soll das heißen?" fragte er Anton, der ihm entgegeneilte. „Was sind das für Leute und was wollen sie hier?"

„Ach, Väterchen Wladimir Andrejewitsch," antwortete Anton ganz atemlos, „das Gericht ist da. Wir sollen Trojekurow übergeben werden, man will uns Ew. Gnaden entreißen."

Wladimir ließ den Kopf hängen. Die Bauern umringten ihren unglücklichen Herrn.

„Väterchen," riefen sie und küßten ihm die Hände, „wir wollen keinen andern Herrn als dich. Wir sterben lieber, als daß wir dich verlassen."

Von trüben Gefühlen bewegt, sah Wladimir die aufgeregten Leute an.

„Verhaltet euch ruhig," rief er ihnen zu, „ich werde unterdessen mit den Beamten verhandeln."

„Sprich mit ihnen, Väterchen," rief es aus der Menge, „rede den Bösewichtern ins Gewissen."

Wladimir näherte sich den Beamten. Schabaschkin stand da mit der Mütze auf dem Kopfe, die Arme in die Seite gestemmt und schaute stolz um sich. Als der Isprawnik, ein großer starker Mann von ungefähr fünfzig Jahren mit einem roten Gesicht und Schnurrbart, Dubrowsky bemerkte, räusperte er sich und rief mit heiserer Stimme:

„Ich wiederhole also nochmals, was ich euch schon gesagt habe: auf Grund des vom Landgerichte gefällten Urteils, gehört ihr von nun an Kirila Petrowitsch Trojekurow, dessen Bevollmächtigter hier Herr Schabaschkin ist. Gehorcht ihm in allen Dingen, haltet ihn lieb und wert, denn er hat eine ganz besondere Vorliebe für euch."

Nach diesem prächtigen Witze lachte der Isprawnik laut auf. Schabaschkin und die übrigen Beamten folgten seinem Beispiel. Wladimir war außer sich vor Entrüstung.

„Darf ich erfahren, was das zu bedeuten hat?" fragte er mit mühsam erzwungener Ruhe den witzigen Isprawnik.

„Das hat zu bedeuten," antwortete der spitzfindige Beamte, „daß wir hierhergekommen sind, um Kirila Petrowitsch Trojekurow in den Besitz dieses Gutes einzuweisen und alle anderen zu bitten, sich gutwillig aus dem Staube zu machen."

„Ich glaube aber, Sie hätten, bevor Sie mit den Bauern verhandelten, sich an mich wenden und mir, als dem Besitzer des Gutes, von der Entziehung meiner bisherigen Befugnisse Mitteilung machen können."

„Der ehemalige Besitzer dieses Gutes, Andrei Gawrilowitsch Dubrowsky, ist nach Gottes unerforschlichem Ratschluß gestorben; wer aber bist du?" sagte Schabaschkin mit frechem

Blick. „Wir kennen dich nicht, und wollen dich überhaupt nicht kennen."

„Ew. Wohlgeboren, das ist unser junger Herr," rief eine Stimme aus der Schar der Bauern.

„Wer hat es gewagt, seinen Mund aufzuthun!" rief der Isprawnik wütend. „Was ist das für ein junger Herr? Euer Herr ist Kirila Petrowitsch Trojekurow ... versteht ihr, ihr Tölpel?"

„Unsinn!" rief dieselbe Stimme.

„Das ist Rebellion!" schrie der Isprawnik. „Wo ist der Gemeindeälteste?"

Ein alter Mann trat aus der Menge hervor.

„Ermittele mir sofort denjenigen, der es gewagt hat, mit mir zu reden; er soll mir dafür büßen."

Der Gemeindeälteste wandte sich an die Bauern mit der Frage, wer gesprochen habe. Alle schwiegen. Plötzlich erhob sich in den hinteren Reihen ein Murren, wurde lauter und immer lauter und verwandelte sich schließlich in ein furchtbares Geschrei. Jetzt versuchte der Isprawnik einzulenken und die Leute zu beschwichtigen.

„Hört nicht auf ihn!" schrie das Hofgesinde, „Kinder, faßt ihn!" und die ganze Menge setzte sich in Bewegung.

Schabaschkin und die Glieder des Landgerichts flüchteten in das Haus und verschlossen die Thür hinter sich.

„Drauf los, Kinder!" rief die Stimme von vorhin und die Bauern drängten gegen die Thür.

„Halt!" ertönte Dubrowskys Stimme. „Dummköpfe, was thut ihr? Zu Grunde richtet ihr euch und mich; geht nach Hause und laßt mich jetzt allein. Seid unbesorgt, der Kaiser ist gnädig und gerecht: ich werde ihn um seine Hilfe anflehen. Er wird uns Gerechtigkeit widerfahren lassen — wir alle sind seine Kinder. Aber wie kann er euch helfen, wenn ihr Aufrührer und Mörder seid?"

Die Worte des jungen Dubrowsky, seine helle Stimme und seine gebieterische Haltung hatten den gewünschten Er-

folg. Die Bauern beruhigten sich und gingen nach Hause; der Hof lag bald einsam da. Wladimir stieg traurig die Treppe hinan. Schabaschkin öffnete ihm die Hausthür, verbeugte sich tief und dankte ihm für sein rechtzeitiges, liebenswürdiges Einschreiten. Wladimir strafte ihn mit stiller Verachtung und würdigte ihn keiner Antwort.

„Wir haben beschlossen," fuhr der Assessor fort, „mit Ihrer gütigen Erlaubnis die Nacht hier zu verbringen. Es ist dunkel und Ihre Bauern könnten uns unterwegs überfallen. Haben Sie die Güte, uns Heu zum Nachtlager in das Zimmer zu schicken. Bei Tagesanbruch werden wir unserer Wege gehen."

„Thun Sie, was Ihnen gefällt," sagte Dubrowsky, „ich habe hier nicht mehr zu befehlen."

Nach diesen Worten begab er sich in das Zimmer seines Vaters und schloß sich hier ein.

Sechstes Kapitel.

„Und das ist das Ende!" rief Wladimir, als er allein war. „Heute morgen besaß ich noch Haus und Hof; morgen muß ich die Stätte meiner Geburt verlassen. Selbst die Erde, in welcher mein seliger Vater ruht, gehört jetzt seinem Mörder, diesem verhaßten Menschen, dem Urheber meines Elends."

Wladimir knirschte mit den Zähnen und sein Blick versenkte sich in das Bildnis seiner Mutter. Das Bild zeigte eine jugendfrische Schönheit, in Weiß gekleidet, eine Rose schmückte das Haar und die Hände ruhten auf einer Balustrade.

„Und auch dieses Bild soll am Ende dem Feinde meiner Familie anheimfallen," dachte Wladimir, „soll wohl zusammen mit zerbrochenen Stühlen in der Rumpelkammer vermodern oder vielleicht das Vorzimmer schmücken, ein Gegenstand des Gespöttes und der Witze seiner Diener. Im Schlaf-

gemach aber, in dem Sterbezimmer meines Vaters, da wird sein Verwalter wohnen oder sich sein Harem befinden. Nein, nein! auch ihm darf dieses unselige Haus, aus dem er mich vertreibt, nicht gehören."

Wladimir preßte die Lippen zusammen. Böse Gedanken stiegen in ihm auf. Die Stimmen der Beamten drangen bis zu ihm; sie gebärdeten sich wie die Herren des Hauses, verlangten bald dieses, bald jenes und störten ihn in unangenehmer, häßlicher Weise aus seinen Gedanken auf. Endlich verstummten ihre Stimmen und im Hause war jetzt alles still.

Wladimir öffnete die Schubladen und Fächer, um die Papiere des Verstorbenen zu sichten. Sie bestanden größtenteils aus Wirtschaftsrechnungen und Geschäftsbriefen. Wladimir vernichtete sie sofort. Schließlich fiel ihm ein Päckchen in die Hände, mit der Aufschrift: „Briefe meiner Frau." Tief bewegt öffnete Wladimir das Päckchen. Die Briefe waren während des Türkenkrieges geschrieben und an den auf dem Kriegsschauplatze weilenden Gemahl gerichtet. Sie schrieb ihm über ihr Leben und Treiben in Kistenewka, innig beklagte sie die Trennung von dem geliebten Gatten und rief ihn nach Hause, in die Arme der treuen Hausfrau. In einem Briefe gab sie ihrer Besorgnis wegen der Gesundheit des kleinen Wladimir Ausdruck, in einem anderen sprach sie ihre Freude über seine frühentwickelten Fähigkeiten aus und stellte ihm eine glückliche und glänzende Zukunft in Aussicht. Wladimir vertiefte sich in das Lesen dieser Briefe. Bilder einer sonnigen Jugendzeit zogen an seinem inneren Blick vorüber und unbemerkt verrannen ihm die Stunden; die Wanduhr schlug elf.

Wladimir erhob sich, steckte die Briefe zu sich, ergriff das Licht und verließ das Zimmer. Im Saale schliefen die Beamten auf einer Streu. Auf den Tischen standen leere Flaschen und Gläser und im ganzen Zimmer roch es stark nach Rum. Mit Ekel ging Wladimir durch den Saal in das Vorzimmer. Hier war es dunkel. Als Wladimir mit der

brennenden Kerze erschien, zog sich eine Gestalt still in eine Ecke des Zimmers zurück. Beim Scheine des Lichtes erkannte Dubrowsky den Schmied Archipp.

„Was willst du hier?" fragte er ihn verwundert.

„Ich wollte ... ich kam nur um nachzusehen, ob alle zu Hause sind," antwortete Archipp leise und zögernd.

„Warum hast du dann dein Beil mitgebracht?"

„Warum ich mein Beil mitgebracht habe? Ja, ohne Beil darf man sich jetzt gar nicht hinauswagen. Diese Beamten sind Bösewichter, man muß sich vor ihnen in acht nehmen."

„Du bist betrunken; laß das Beil hier und schlafe deinen Rausch zu Hause aus."

„Ich betrunken? Väterchen Wladimir Andrejewitsch, Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht einmal einen Tropfen gekostet habe ... und wer von uns wird wohl jetzt an das Trinken denken? Ist es nicht unerhört, daß Schreiberseelen die Herren spielen, daß Schreiberseelen unseren Gebieter von Haus und Hof vertreiben wollen ... Ha, da schnarchen sie, die Verfluchten; den Garaus müßte man ihnen machen, dann hätte die Geschichte ein Ende."

Dubrowsky zog die Stirn in Falten.

„Höre, Archipp," sagte er nach einer kurzen Pause, „schlage dir diese Gedanken aus dem Sinn; die Beamten tragen keine Schuld; zünde die Laterne an und folge mir."

Archipp nahm das Licht aus seiner Hand, holte die Laterne hinter dem Ofen hervor, zündete sie an und beide stiegen geräuschlos die Treppe hinab und gingen über den Hof. Die Nachtwache hämmerte, als sie sich näherten, auf eine gußeiserne Tafel; die Hunde schlugen an.

„Wer hat heute die Wache?" fragte Dubrowsky.

„Wir, Väterchen," antwortete eine schwache Stimme, „Wassiliessa und Lukerja."

„Geht nach Hause," befahl ihnen Dubrowsky. „Ihr seid nicht mehr nötig."

„Es ist jetzt Feierabend," fügte Archipp hinzu.

„Wir danken dir, Väterchen," antworteten die Weiber und begaben sich nach Hause.

Dubrowsky ging weiter. Zwei Gestalten näherten sich ihm und riefen ihn an; Dubrowsky erkannte die Stimme des Kutschers Anton und seines Dieners Grischa.

„Warum schlaft ihr nicht?" fragte er sie.

„Wir können nicht schlafen," antwortete Anton. „Was haben wir heute erleben müssen, wer hätte wohl gedacht . . ."

„Still!" unterbrach ihn Dubrowsky. „Wo ist Jegorowna?"

„Im Herrenhause, in ihrem Stübchen," antwortete Grischa.

„Führe sie hierher und schicke alle unsere Leute, die im Hause sind, hierher, so daß, mit Ausnahme der Beamten, keine menschliche Seele im Hause bleibt, und du, Anton, spanne den Wagen an."

Grischa war davongeeilt und kam nach kurzer Zeit mit seiner alten Mutter wieder. Die alte Wärterin hatte sich in dieser Nacht nicht entkleidet; abgesehen von den Beamten, hatte im ganzen Hause niemand sein Auge geschlossen.

„Sind jetzt alle hier?" fragte Dubrowsky. „Ist vielleicht noch jemand im Hause?"

„Niemand, nur die Beamten," antwortete Grischa.

„Schafft jetzt Heu oder Stroh herbei," befahl Dubrowsky.

Die Leute liefen in den Pferdestall und kehrten mit großen Heubündeln zurück.

„Legt es unter die Treppe; so ist's gut. Nun Kinder, gebt mir Feuer."

Archipp machte die Laterne auf; Dubrowsky zündete einen Kienspan an.

„Halt!" rief er Archipp zu. „Ich glaube, in der Eile habe ich die Vorzimmerthür verschlossen, öffne sie schnell."

Archipp eilte in das Vorhaus und fand die Thür offen. Er verschloß sie, indem er leise murmelte: „Unsinn, denke nicht daran aufzumachen," und kehrte zu Dubrowsky zurück.

Dubrowsky legte den brennenden Kienspan an, das Heu loderte auf, die Flamme züngelte empor und beleuchtete den ganzen Hof.

„Ach du lieber Gott!“ jammerte Jegorowna. „Wladimir Andrejewitsch, was machst du!“

„Schweige still!“ antwortete Dubrowsky. „Nun Kinder, lebt wohl, ich gehe in die weite Welt; möge es euch unter eurem neuen Herrn gut gehen.“

„Väterchen, liebes, gutes Väterchen,“ riefen die Zurückbleibenden, „wir sterben, aber wir verlassen dich nicht, wir gehen mit dir.“

Der Wagen fuhr vor. Dubrowsky setzte sich mit Grischa hinein, Anton trieb die Pferde an und sie verließen den Hof.

In kurzer Zeit hatte sich die Flamme über das ganze Haus verbreitet. Die Bretterbekleidung fiel krachend herab, brennende Balken stürzten mit Geprassel zur Erde, dunkelroter Qualm wirbelte aus dem Dache auf. Plötzlich ertönte im Inneren des brennenden Gebäudes ein klägliches Geschrei: „Hilfe, Hilfe!“

„Fällt mir nicht ein, euch zu helfen!“ sagte Archipp, der mit boshaftem Lächeln in die Glut starrte.

„Lieber Archipp,“ sagte ihm die alte Jegorowna, „rette die Elenden. Gott wird es dir lohnen!“

„Fällt mir nicht ein,“ antwortete der Schmied.

Jetzt erschienen die Beamten am Fenster und machten verzweifelte Versuche die Doppelfenster zu zertrümmern. In diesem Augenblick stürzte das Dach mit lautem Krachen zusammen und die Hilferufe verstummten.

Bald war das ganze Gutsgesinde auf dem Hofe versammelt. Die Weiber jammerten und schrieen und beeilten sich, ihre Habe zu bergen; die kleinen Kinder aber hüpften auf dem Hofe umher und hatten ihre närrische Freude am Feuer. Funken erfüllten gleich glühenden Flocken die Luft und setzten die Bauernhütten in Brand.

„Jetzt ist die Sache vollständig!“ brummte Archipp. „Ein

prächtiges Feuer. In Pokrowskoje wird man es ausgezeichnet sehen können."

Gleich darauf nahm eine neue Erscheinung seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Auf dem Dache einer brennenden Scheune lief eine Katze ratlos hin und her. Von allen Seiten umgab sie die Flamme. Das arme Tier miaute kläglich, als wolle es um Hilfe rufen. Die kleinen Bauerjungen wälzten sich vor Freude, als sie die verzweifelte Lage des Tieres bemerkten.

„Warum lacht ihr, Kröten," rief der Schmied wütend. „Ihr Gottlosen, ein Geschöpf Gottes ist in Todesgefahr und ihr Tölpel könnt euch darüber freuen."

Und schnell lehnte er eine Leiter an das brennende Dach und kletterte hinauf, um die Katze zu retten. Das Tier merkte seine Absicht und krallte sich in freudiger Hast an den Arm, der sich ihr entgegenstreckte. Mit Brandwunden bedeckt, erreichte der Schmied nebst seiner Beute den Boden.

„Nun, Kinder, lebt wohl," rief er den verblüfft dastehenden Bauern zu. „Ich habe hier nichts mehr zu thun. Ich wünsche euch das Beste; schenkt mir ein freundliches Andenken."

Der Schmied verschwand. Das Feuer wütete noch einige Stunden, bis ihm endlich die Nahrung ausging. Gewaltige Massen glühender Kohlen leuchteten jetzt hell im Dunkel der Nacht. Auf dem öden Hofe irrten die abgebrannten Bauern von Kistenewka ratlos umher.

Siebentes Kapitel.

Die Nachricht von der Feuersbrunst verbreitete sich am anderen Tage in der ganzen Umgegend. Alle sprachen von diesem Ereignis, alle hatten darüber ihre eigenen Gedanken. Die einen schrieben die Entstehung des Feuers der Trunkenheit und Unvorsichtigkeit Kistenewkascher Bauern zu; andere

dagegen wälzten die Schuld auf die Beamten, die sich nach der Übernahme des Gutes zur Feier des Tages berauscht hatten. Viele versicherten, Dubrowsky selbst sei mit den Beamten und Dienern verbrannt. Nur wenige errieten die Wahrheit und behaupteten, Dubrowsky selbst sei der Urheber des Feuers gewesen. Trojekurow erschien am nächsten Tage auf der Brandstätte und leitete persönlich die Untersuchung ein. Wie es sich erwies, waren der Ispravnik, Landgerichtsassessor, Fiscal und Gerichtsschreiber, sowie auch Dubrowsky, die Wärterin Jegorowna, der Diener Grigori, der Kutscher Anton und der Schmied Archipp spurlos verschwunden. Das Gutsgesinde sagte aus, daß die Beamten bei dem Einsturz des Dachstuhles ihren Tod gefunden hätten. Man fand ihre verkohlten Leichen in den Trümmern. Die Bauernweiber Wassiliessa und Lukerja erklärten, daß sie Dubrowsky und den Schmied Archipp kurz vor dem Ausbruch des Feuers gesehen hätten. Der Schmied Archipp war, wie alle übereinstimmend behaupteten, am Leben geblieben und wahrscheinlich der Brandstifter und zwar ohne Zweifel der alleinige Anstifter des Feuers gewesen. Kirila Petrowitsch sandte dem Gouverneur einen eingehenden Bericht über das Ereignis zu und die Untersuchung nahm ihren Fortgang. — — — —

Bald tauchten neue Gerüchte auf und gaben der Neugier und dem Tagesgespräch reichlichen Stoff. Eine Räuberbande begann ihr Wesen zu treiben und verbreitete in der ganzen Umgegend Furcht und Schrecken. Die Maßregeln, welche gegen sie ergriffen wurden, waren nicht imstande, dem Unwesen Einhalt zu thun. Die Raubanfälle, einer kühner als der andere, wiederholten sich täglich. Weder Landstraßen noch Dörfer waren sicher. Die Räuber fuhren am hellen Tage in Dreigespannen im Gouvernement umher und unternahmen kühne Streifzüge, beraubten die Reisenden und die Post, überfielen die Dörfer und Güter und steckten die Herrenhäuser in Brand. Der Anführer der Bande galt für einen klugen, kühnen und sogar großmütigen Mann. Wunderdinge wurden

von ihm erzählt. Dubrowskys Name war jetzt in aller Munde; alle waren davon überzeugt, daß er und kein anderer der kühne Räuberhauptmann sei.

Nur einen Umstand vermochte man sich nicht zu erklären: Trojekurows Besitzungen blieben von diesen Überfällen verschont. Die Räuber plünderten ihm weder einen Speicher, noch raubten sie ihm eine Fuhre. In seiner Anmaßung schrieb Trojekurow diese Ausnahme der Furcht zu, welche er, seiner Meinung nach, dem ganzen Gouvernement einzuflößen gewußt, sowie der vorzüglichen Organisation seiner Gutspolizei. Anfangs machten sich die Nachbarn über den Eigendünkel Trojekurows lustig und erwarteten mit Spannung die Nachricht von dem Besuche ungebetener Gäste in den reichen Speichern von Pokrowskoje, mußten ihm aber schließlich rechtgeben und sich selbst eingestehen, daß ihm die Räuber eine unerklärliche Ehrfurcht zollten. Trojekurow triumphierte und spöttelte bei jeder Nachricht von einem gelungenen Unternehmen Dubrowskys unerbittlich über den Gouverneur, den Isprawnik und die Offiziere, denen Dubrowsky immer zu entschlüpfen wußte.

Mittlerweile war der 1. Oktober herangekommen, der Tag des Kirchweihfestes auf dem Gute Trojekurows.

Bevor wir aber in unserer Erzählung fortfahren, müssen wir den Leser mit einigen Personen bekannt machen, die ihm zum Teil noch vollkommen fremd sind, zum Teil bisher nur flüchtig Erwähnung gefunden haben.

Achtes Kapitel.

Der Leser wird gewiß bereits erraten haben, daß die Tochter Trojekurows die Heldin unserer Erzählung ist. Zu der Zeit, wo sich die von uns geschilderten Vorfälle ereigneten, war sie siebzehn Jahre alt und sehr schön. Kirila Petrowitsch liebte sie unendlich, aber auch sie mußte unter

seinen Launen leiden. Bald erfüllte er ihr den geringsten Wunsch, bald schüchterte er sie durch seine unfreundliche, ja selbst brutale Behandlung ein. Durfte er auch ihrer Anhänglichkeit gewiß sein, so war es ihm gleichwohl nicht gelungen, ihr kindliches Vertrauen zu erwecken. Sie hatte sich daran gewöhnt, ihm ihre Gefühle und Gedanken zu verbergen, denn nie konnte sie wissen, in welcher Weise der Vater ihr Zutrauen erwidern werde. Einsam, ohne Spielgefährten wuchs sie auf. Die Frauen und Töchter der Nachbarn besuchten Kirila Petrowitsch nur selten, denn seine Gesellschaften, seine Unterhaltung konnte nur Männern, nicht aber Damen gefallen. Nur ausnahmsweise zeigte sich die Tochter des Hauses den Gästen Kirila Petrowitschs. Eine große Bibliothek, die zum größten Teil aus französischen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts bestand, war ihr zur freien Benutzung überlassen. Ihr Vater, der mit Ausnahme des Kochbuches nie ein Buch in die Hand nahm, konnte ihr bei der Wahl der Schriftsteller nicht behilflich sein und so hatte Mascha natürlicherweise, nachdem sie die verschiedensten Schriften durchblättert, den Romanen ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet. In dieser Weise vervollständigte sie ihre Kenntnisse, die sie sich unter Leitung der Mademoiselle Michot erworben, einer Dame, welcher Kirila Petrowitsch sein unbegrenztes Zutrauen und Wohlwollen schenkte und welche er endlich, als die Folgen dieser Freundschaft zu sehr an das Licht traten, in aller Stille auf ein anderes Gut befördern mußte.

Mademoiselle Michot ließ in Pokrowskoje ein gutes Andenken zurück. Gutmütig, wie sie war, hatte sie den Einfluß, den sie allem Anscheine nach auf Kirila Petrowitsch ausübte, nie mißbraucht und sich in dieser Hinsicht vorteilhaft vor den übrigen Favoritinnen ausgezeichnet. Kirila Petrowitsch hatte sie, wie es schien, ganz besonders bevorzugt. Ein schwarzäugiger, munterer Knabe von etwa neun Jahren, dessen Gesicht auffallend an die romanischen Züge der Made-

moiselle Michot erinnerte, wurde in seinem Hause erzogen und galt allgemein für einen Bruder Maschas, während die vielen Baarfüßler, welche draußen auf dem Hofe vor den Fenstern Kirila Petrowitschs spielten und ihm ähnlich sahen wie ein Tropfen Wasser dem andern, einfach Bauernkinder hießen. Kirila Petrowitsch hatte für seinen kleinen Ssascha sogar einen französischen Lehrer aus Moskau verschrieben, der denn auch einige Wochen vor dem Kirchenfeste in Pokrowskoje eintraf.

Der Lehrer, ein Franzose von Geburt, gefiel Kirila Petrowitsch durch sein angenehmes Äußere und sein anspruchsloses Auftreten. Er besaß gute Zeugnisse und hatte ein Empfehlungsschreiben von einem Verwandten Trojekurows, bei dem er vier Jahre lang Hauslehrer gewesen war. Kirila Petrowitsch war mit diesen Papieren sehr zufrieden und nur das jugendliche Alter des Franzosen erschien ihm besorgniserregend. Er hielt diesen angenehmen Fehler keineswegs für gleichbedeutend mit Mangel an Erfahrung und Ausdauer, welch letztere bei dem mühseligen Berufe eines Lehrers freilich unumgänglich notwendig ist, sondern hatte dabei ganz andere Bedenken, die er dem Lehrer sogleich mitzuteilen beschloß. Zu diesem Zweck ließ er Mascha rufen. Kirila Petrowitsch verstand kein Französisch und bedurfte daher bei seiner Unterredung mit dem Franzosen eines Dolmetschers.

„Komme her, Mascha," begann Trojekurow. „Sage diesem Musje, daß ich ihn engagiere, aber nur unter der Bedingung, daß er es nicht wagt, sich mit meinen Mägden abzugeben . . . übersetze ihm meine Worte, Mascha."

Mascha errötete und teilte dem Lehrer in französischer Sprache mit, ihr Vater hoffe, in ihm einen bescheidenen und gesitteten Hausgenossen zu finden.

Der Franzose verbeugte sich und erwiderte, er werde es sich angelegen sein lassen, die Achtung des ganzen Hauses zu erwerben und zwar selbst in dem Falle, wenn er auf eine freundliche Behandlung verzichten müsse.

Mascha übersetzte ihrem Vater die Antwort des Lehrers Wort für Wort.

„Schön, schön!" rief Kirila Petrowitsch. „Er braucht weder Achtung noch freundliche Behandlung. Er soll Ssascha beaufsichtigen und ihm die Grammatik und Geographie lehren."

Mascha milderte in ihrer Übersetzung die derbe Ausdrucksweise ihres Vaters und sagte dann dem Lehrer im Auftrage Kirila Petrowitschs, daß er jetzt entlassen sei und seine Wohnung in einem Flügel des Hauses zugewiesen erhalten werde.

Weiter beachtete Mascha den jungen Franzosen nicht. Sie war von aristokratischen Vorurteilen erfüllt und hielt einen Hauslehrer für einen Diener oder Handwerker höherer Art; Diener und Handwerker waren aber in ihren Augen keine Menschen. Daher war es ihr auch vollkommen entgangen, welch einen tiefen Eindruck sie bei ihrer ersten Begegnung auf Monsieur Deforges gemacht hatte. Seine Verlegenheit, seine Aufregung, das Zittern seiner Stimme waren ihr nicht aufgefallen. Sie sah ihn von nun an fast täglich, ohne ihn weiter zu beachten. Wider Erwarten erhielt sie schon nach kurzer Zeit eine ganz andere Meinung von ihm.

Kirila Petrowitsch erzog sich gewöhnlich junge Bären und vertrieb sich oft mit diesen Tieren die Zeit. Waren die Bären noch ganz klein, so ließ er sie täglich in sein Zimmer bringen, unterhielt sich hier Stunden lang mit ihnen, indem er sie auf Katzen und junge Hunde hetzte. Wenn sie aber erwachsen waren, wurden sie an die Kette gelegt, um schließlich selbst gehetzt zu werden. Mitunter ließ Kirila Petrowitsch sie wohl auch vor das Herrenhaus führen und ihnen dann ein leeres Weinfaß, welches mit Nägeln gespickt war, vor die Füße rollen. Gewöhnlich beroch und beschnüffelte der Bär das Faß, berührte es leise, zerstach sich die Tatze, stieß es aber vor Ärger immer stärker und stärker und steigerte so den Schmerz. Er geriet endlich in die größte Wut, stürzte sich mit gewaltigem Brummen auf das Faß, bis man dann endlich dem armen Tier den Gegenstand seiner ohn-

mächtigen Wut entriß. Zuweilen bespannte Kirila Petrowitsch einen Wagen mit zwei Bären, setzte einige zufällig anwesende Gäste hinein, sie mochten wollen oder nicht, und überließ sie dann ihrem Schicksal. Aber das größte Vergnügen bereitete ihm folgender Scherz.

Ein hungriger Bär wurde in ein leeres Zimmer gesperrt und dort an einen Ring gebunden, welcher in der Wand eingemauert war. Die Leine reichte fast über das ganze Zimmer, so daß nur eine Ecke dem Tiere unzugänglich blieb. Gewöhnlich wurde ein Uneingeweihter zur Thür dieses Zimmers geführt und plötzlich zum Bären hineingestoßen. Dann wurde die Thür zugeschlossen und das unglückliche Opfer war mit Meister Petz allein. Der arme Gast erspähte dann zwar schnell die sichere Ecke und kam mit einem zerrissenen Ärmel oder einer zerkratzten Hand davon, mußte aber zuweilen drei Stunden lang an die Wand gepreßt dastehen und sehen, wie die wütende Bestie in einer Entfernung von zwei Schritten tanzte, brummte, sich bäumte und die Leine zu zerreißen strebte.

Ein paar Tage nach der Ankunft des Lehrers kam Trojekurow auf den Gedanken, ihn mit dem Bärenzimmer bekannt zu machen. Er ließ ihn eines Morgens zu sich rufen und führte ihn durch einen dunklen Korridor. Plötzlich öffnete sich eine Thür — zwei Diener stießen den Franzosen in den Bärenzwinger und schlossen die Thür fest hinter ihm ab. Als der Lehrer sich von seinem Staunen erholt hatte und seine Umgebung musterte, fiel sein Blick auf den Bären. Die Bestie schnaubte, beschnüffelte aus der Ferne ihren Gast, stellte sich mit einem Satze auf die Hinterbeine und ging auf ihn los ... Der Franzose erschrak nicht, blieb ruhig stehen und wich dem Angriff nicht aus. Der Bär näherte sich; Deforges zog eine kleine Pistole aus der Tasche, legte sie dem hungrigen Raubtier an das Ohr und gab Feuer. Der Bär stürzte zu Boden. Alle eilten herbei, die Thür ging auf, Kirila Petrowitsch trat ins Zimmer und war nicht wenig verwundert über den unerwarteten Ausgang, welchen sein Scherz genommen.

Kirila Petrowitsch verlangte sofort Aufschluß über diesen rätselhaften Vorgang. Wer hatte Deforges vor der ihm zugedachten Überraschung gewarnt, oder aus welchem Grunde trug er eine geladene Pistole in der Tasche? Er ließ Mascha rufen. Mascha erschien sogleich und übersetzte dem Franzosen die Fragen ihres Vaters.

„Ich habe bisher von dem Vorhandensein dieses Bären nichts gewußt," antwortete Deforges, „trage aber immer Pistolen bei mir, weil ich nicht gesonnen bin, Beleidigungen hinzunehmen, für die ich in meiner gesellschaftlichen Stellung keine Genugthuung verlangen kann."

Mascha sah ihn voll Verwunderung an und teilte ihrem Vater seine Worte mit. Ohne hierauf etwas zu erwidern, befahl Kirila Petrowitsch, den Bären hinauszutragen und ihm das Fell abzuziehen; dann sagte er zu seinen Leuten gewandt: „Ein braver Junge! er hat sich nicht gefürchtet, hat sich, bei Gott, nicht gefürchtet." Von diesem Augenblick an hatte er Deforges lieb und dachte nicht mehr daran, seinen Mut auf die Probe zu stellen.

Noch größer aber war der Eindruck, den dieser Zwischenfall auf Marja Kirilowna ausübte. Er beschäftigte ihre Phantasie unablässig. Der tote Bär und Deforges, wie er vollkommen ruhig neben ihm stand und ihr ebenso ruhig antwortete, schwebten ihr auf Schritt und Tritt vor Augen. Sie hatte jetzt erfahren, daß Tapferkeit und stolzes Selbstbewußtsein nicht ausschließlich einem einzigen Stande eigen sind und machte aus der Achtung, die ihr der junge Lehrer eingeflößt hatte, kein Hehl. Sie änderte ihr bisheriges Benehmen gegen Deforges. Mascha besaß eine schöne Stimme und musikalische Begabung; als Deforges sich jetzt dazu erbot, ihr Musikunterricht zu erteilen, nahm sie sein Anerbieten an.

So kam es, daß Mascha sich in den jungen Franzosen verliebte, ohne es selbst zu wissen.

Neuntes Kapitel.

Bereits am Abend vor dem oben erwähnten Kirchenfeste trafen die meisten Gäste in Pokrowskoje ein. Die einen stiegen im Herrenhause und in den Flügeln desselben ab, die anderen beim Verwalter, wiederum andere beim Priester oder bei wohlhabenden Bauern. In den Ställen drängten sich die Pferde; Höfe und Wagenschuppen waren mit den verschiedensten Equipagen besetzt. Um 9 Uhr morgens läutete es zur Messe und alles pilgerte zur neuen steinernen Kirche, die Kirila Petrowitsch nicht nur aus eigenen Mitteln erbaut hatte, sondern auch alljährlich mit neuen Spenden bedachte. Die Zahl der Ehrengäste war so groß, daß die Bauern in der Kirche keinen Platz fanden und sich im Freien, im Kirchengarten, aufstellen mußten.

Die Messe begann noch immer nicht: Kirila Petrowitsch ließ auf sich warten. Endlich kam er in einer von sechs Pferden gezogenen Kalesche angefahren und nahm, von Marja Kirilowna begleitet, würdevoll seinen Platz ein. Die Blicke der Männer und Frauen richteten sich auf das junge Mädchen: die Herren bewunderten ihre Schönheit, die Damen staunten ihre Toilette an. Der Gottesdienst begann. Die Hauskapelle Trojekurows sang im Chor, Kirila Petrowitsch stimmte mit ein, bekreuzigte sich mit andächtig gesenktem Blick und neigte sich, zugleich demütig und selbstbewußt, tief zur Erde, als der Geistliche „auch des Stifters dieses Gotteshauses" Erwähnung that.

Nach dem Schlusse des Gottesdienstes küßte Kirila Petrowitsch zuerst das Kreuz. Ihm schlossen sich die zahlreichen Gäste an. Dann näherten sich ihm seine Freunde, um ihn ihrer Hochachtung zu versichern und die Damen umringten Mascha. Kirila Petrowitsch lud beim Verlassen der Kirche alle zum Mittagessen ein, stieg in seine Kalesche und fuhr nach Hause. Die Geladenen folgten ihm in langem Zuge. Die Wohnung war bald mit Gästen angefüllt; in jedem

Augenblick traten neue Ankömmlinge ins Zimmer und konnten sich nur mühsam bis zum Herrn des Hauses hindurchdrängen. Die Damen saßen sittsam und bescheiden in einem Halbkreise da. Sie waren altmodisch gekleidet, strahlten aber von Perlen und Brillanten. Die Herren beschäftigten sich mit dem Kaviar und den Schnäpsen, wobei sie sich laut und lebhaft unterhielten. Im Saale nebenan wurde der Tisch für achtzig Personen gedeckt; die Diener eilten geschäftig hin und her, brachten Flaschen und Gläser und ordneten die Gedecke.

Endlich verkündete der Haushofmeister: es ist angerichtet! — und Kirila Petrowitsch setzte sich zuerst zu Tische. Ihm folgten die Frauen und nahmen feierlich, je nach ihrem Alter, die Plätze ein; die jungen Damen aber schoben und drängten sich zuerst wie eine furchtsame Ziegenherde und setzten sich schließlich nebeneinander, wie es gerade der Zufall fügte. Die Männer nahmen die andere Seite der Tafel ein. Der Lehrer setzte sich mit dem kleinen Ssascha an das Ende des Tisches.

Die Diener verteilten die Teller nach dem Range der Gäste, wobei sie sich in zweifelhaften Fällen nach dem Gesichtsausdruck der einzelnen Persönlichkeiten zu richten schienen. Das Klappern der Teller und Löffel wurde von dem lauten Geplauder der Gäste übertönt. Kirila Petrowitsch überschaute mit vergnügten Blicken den langen Tisch und genoß die Freuden des Gastgebers in vollen Zügen. In diesem Augenblick fuhr eine von sechs Pferden gezogene Kalesche auf den Hof.

„Wer ist da angekommen?“ fragte der Hausherr.

„Anton Pafnutjitsch,“ antwortete ein Diener.

Die Thür ging auf und Anton Pafnutjitsch Spiezyn, ein wohlbeleibter Herr von etwa fünfzig Jahren, mit rundem, rotem Gesicht und Doppelkinn stürzte in den Saal, grüßte, lächelte verbindlichst und schien sich in Entschuldigungen erschöpfen zu wollen.

„Ein Gedeck her!“ unterbrach ihn Kirila Petrowitsch. „Willkommen Anton Pafnutjitsch, nimm Platz und erzähle

uns, was das eigentlich bedeuten soll, daß du den Gottesdienst versäumt und dich außerdem zum Diner verspätet hast? Das ist sonst nicht deine Art: du bist nicht nur ein gottesfürchtiger Mann, sondern auch ein Feinschmecker."

„Ich bitte um Entschuldigung," versetzte Anton Pafnutjitsch und befestigte die Serviette im Knopfloche seines grauen Rockes, „ich bitte nochmals um Verzeihung, mein lieber Kirila Petrowitsch. Ich habe mich rechtzeitig auf den Weg gemacht, hatte aber kaum zehn Werst zurückgelegt, als plötzlich das Eisen an dem einen Vorderrade platzte — schöne Geschichte das, nicht wahr? Zum Glück passierte mir das Malheur in der Nähe eines Dorfes. Bis wir dasselbe aber mühsam erreicht, den Schmied aufgesucht und den Schaden notdürftig ausgebessert hatten, waren genau drei Stunden verstrichen — aber das ließ sich natürlich nicht ändern. Den nächsten Weg, durch den Wald von Kistenewka, durfte ich außerdem nicht einschlagen und mußte mich füglich zu einem Umwege verstehen."

„Haha!" rief Kirila Petrowitsch, „du scheinst mir gerade nicht der Tapfersten einer zu sein. Vor wem fürchtest du dich?"

„Wie, höre ich recht, lieber Kirila Petrowitsch, vor wem ich mich fürchte, natürlich vor Dubrowsky. Ehe man sich dessen versieht, kann man ihm in die Hände fallen. Er läßt sich nicht so leicht an der Nase herumführen und weiß, was er thut. Auf mich hat er es aber, glaube ich, ganz besonders abgesehen."

„Woher diese Vorliebe für dich?"

„Wie, woher, mein bester Kirila Petrowitsch, natürlich wegen des Prozesses, den der selige Andrei Gawrilowitsch verlor. Ich war's bekanntlich, der Ihnen zum Gefallen, das heißt nach bestem Wissen und Gewissen, vor Gericht aussagte, daß Dubrowsky das Gut Kistenewka nicht rechtmäßig erworben, sondern einzig und allein Ihrer Gnade zu verdanken habe, und der Verstorbene, Gott habe ihn selig, versprach mir's einzutränken; jetzt aber wird sein Sohn, wo

möglich, das Wort des Vaters einlösen. Bis jetzt bin ich, Gott sei Dank, gut davongekommen; nur einen Speicher hat er mir ausgeplündert; wenn nur nicht nächstens mein Wohnhaus an die Reihe kommt."

„Ja, im Herrenhause hätten die Räuber ein herrliches Leben," bemerkte Kirila Petrowitsch. „Ich glaube, die rote Schatulle ist gefüllt bis an den Rand."

„Im Gegenteil, lieber Kirila Petrowitsch, sie war gefüllt, ist aber augenblicklich ganz leer!"

„Leugne nicht, Anton Pafnutjitsch. Wir kennen dich zur Genüge: wo kannst du das Geld gelassen haben? Zu Hause lebst du wirklich wie ein Schwein, hast nie Gäste, schindest deine Bauern — mit einem Wort sammelst Schätze auf Schätze."

„Sie belieben immer zu scherzen, lieber Kirila Petrowitsch," murmelte Anton Pafnutjitsch und zwang sich zu einem Lächeln, „ich bin wahrhaftig ganz arm" — und Anton Pafnutjitsch spülte den famosen Scherz des Hausherrn mit einem Schluck Wein herunter. Kirila Petrowitsch ließ ihn jetzt in Ruhe und wandte sich an den neuen Isprawnik, der heute zum erstenmal bei ihm zu Gast war und am Ende der Tafel neben dem Lehrer saß.

„Nun, Herr Isprawnik, zeige uns, was du kannst: befreie uns von Dubrowsky."

Der Isprawnik erschrak, verbeugte sich, lächelte, stotterte und brachte endlich mühsam hervor: „Werde mir Mühe geben, Ew. Excellenz."

„Hm! werde mir Mühe geben. Ihr gebt Euch schon lange Mühe, aber immer ohne Erfolg."

„Ew. Excellenz haben vollkommen recht," versetzte der Isprawnik in seiner Verlegenheit.

Die Gäste lachten.

„Diese Aufrichtigkeit lobe ich mir," sagte Trojekurow. „Es ist jammerschade, daß der frühere Isprawnik Taras Alexejewitsch nicht mehr lebt: wäre er nicht verbrannt, so

würden wir jetzt Ruhe haben. Aber was hört man sonst von Dubrowsky? Wo ist er zuletzt gewesen?"

„Bei mir, Kirila Petrowitsch," ließ sich eine Dame vernehmen, „am vorigen Freitag hat er bei mir zu Mittag gespeist."

Die Blicke aller Anwesenden richteten sich auf Anna Ssawischna Globowa, eine ehrsame Witwe, die durch ihre Gutmütigkeit und ihren Frohsinn allgemein beliebt war.

„Vor drei Wochen schickte ich nämlich," so begann Anna Ssawischna ihren ausführlichen Bericht, „meinen Verwalter mit einem Briefe an meinen Wanjuscha zur Post. Ich verwöhne meinen Sohn keineswegs und kann ihn auch nicht verwöhnen, selbst wenn ich's wollte. Ein Gardeoffizier muß aber — Sie werden es selbst am besten wissen — standesgemäß leben und so teile ich mich denn, so gut es eben geht, mit Wanjuscha in meine Einkünfte. So schickte ich ihm also neulich 2000 Rubel, obgleich mir der Gedanke an Dubrowsky gar nicht aus dem Kopfe wollte. Ich schlug mir diese Sorge aber schließlich aus dem Sinn. Die Stadt ist nahe, dachte ich, die Entfernung beträgt nur sieben Werst, Gott wird helfen. Siehe da: am Abend kommt mein Verwalter nach Hause, bleich, zerlumpt, ohne Pferd und Wagen. Ich schrie vor Schreck auf. Was bedeutet das? Was ist geschehen? Er antwortete mir: ‚Mütterchen, Anna Ssawischna, Räuber haben mich überfallen, haben mir kaum das Leben schenken wollen. Dubrowsky selbst war dabei, wollte mich erhängen lassen, erbarmte sich aber meiner und ließ mich laufen; dafür hat er mir aber auch alles genommen, Geld, Pferd und Wagen.' Die Sinne schwanden mir vor Schrecken. Du lieber Gott! Was soll aus meinem Wanjuscha werden? Geschehenes läßt sich indes nicht ändern; ich schrieb ihm einen zweiten Brief, erzählte ihm mein Unglück und schickte ihm meinen Segen aber kein Geld.

„Es verging eine, es vergingen zwei Wochen. Eines Tages fährt eine Kalesche auf meinen Hof. Ein General

wünscht mich zu sprechen; er ist willkommen. Ein Herr von etwa 35 Jahren, mit braunem Gesicht, schwarzem Haar und Vollbart tritt ins Zimmer und stellt sich mir vor als Freund und Dienstgenosse meines verstorbenen Mannes Iwan Andrejewitsch; er sei vorübergefahren und habe es nicht unterlassen wollen, die Witwe seines früh verstorbenen Freundes zu besuchen, da er erfahren habe, daß ich hier wohne. Ich lud ihn zu Tische, bewirtete ihn nach Kräften, unterhielt mich mit ihm über verschiedene Dinge und sprach endlich auch von Dubrowsky. Ich erzählte ihm bei dieser Gelegenheit mein Unglück. Mein Gast runzelte die Stirn.

„‚Das ist sonderbar,‘ sagte er, ‚ich habe gehört, daß Dubrowsky nicht jeden überfällt, sondern nur wirklich reiche Leute beraubt und auch diesen nur einen Teil des Geldes nimmt, sie aber nicht vollkommen ausplündert. Eines Mordes hat ihn bisher niemand beschuldigt. Liegt hier nicht am Ende ein Betrug vor? Am besten wäre es, Sie ließen sofort Ihren Verwalter rufen.‘

„Ich that was der General wünschte und der Verwalter erschien. Beim Anblick des Generals geriet er in die heftigste Bestürzung.

„‚Erzähle mir einmal, mein Lieber, wie Dubrowsky dich beraubt hat und wie er dich erhängen wollte.‘

„Mein Verwalter warf sich zitternd dem General zu Füßen.

„‚Väterchen, vergieb mir; der Böse hat mich dazu verleitet, ich habe gelogen.‘

„‚Wenn die Sache sich so verhält,‘ erwiderte der General, ‚so erzähle deiner Herrin, wie sich damals alles zugetragen hat, ich werde zuhören.‘

„Der Verwalter konnte sich nicht darauf besinnen.

„‚Nun, wird's,‘ fuhr der General fort. ‚Erzähle, wo trafst du Dubrowsky?‘

„‚Bei den zwei Tannen, Väterchen, bei den zwei Tannen.‘

„‚Was hat er dir gesagt?‘

„‚Er fragte mich, wie heißt dein Herr? Wohin fährst du? Was hast du zu besorgen?‘

„‚Nun und dann?‘

„‚Dann verlangte er den Brief und das Geld und ich gab ihm Brief und Geld.‘

„‚Und was that er?‘

„‚Er ... er ..., Väterchen, vergieb mir.‘

„‚Nun, also, was that er?‘

„‚Er gab mir Geld und Brief zurück und sagte: geh mit Gott, besorge den Brief.‘

„‚Nun!‘

„‚Väterchen, vergieb mir.‘

„‚Ich werde mit dir, mein Täubchen, darüber noch weiter reden,‘ sagte der General ernst. ‚Gnädige Frau, lassen Sie den Koffer dieses Diebes durchsuchen und vertrauen Sie mir den Taugenichts an, ich werde ihm eine gute Lehre geben.‘

„Ich hatte bereits erraten, wer Se. Excellenz war; da half kein Widerstreben. Die Kutscher banden den Verwalter auf den Bock der Kalesche; die Haussuchung beim Verwalter förderte das Geld zu Tage. Nach dem Mittagessen fuhr der General sofort mit dem Verwalter davon. Letzteren fanden wir am anderen Tage im Walde. Er war an eine Eiche gebunden und hatte einen bis aufs Blut zerpeitschten Rücken.“

Alle hatten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Bericht Anna Ssawischnas angehört; den jungen Damen schien er freilich ganz besonders gefallen zu haben. Viele von ihnen, vor allen aber Marja Kirilowna, die fleißige Romanleserin, interessierten sich insgeheim lebhaft für Dubrowsky.

„Du glaubst also, Anna Ssawischna, daß Dubrowsky selbst bei dir gewesen ist?“ fragte Kirila Petrowitsch. „Du hast dich sehr geirrt. Wer weiß, wer dich besucht hat, Dubrowsky war's jedenfalls nicht.“

„Wie, Väterchen, das soll nicht Dubrowsky gewesen sein? Ja, wer hält denn sonst die Reisenden auf der Landstraße an und durchsucht ihre Taschen?“

„Das weiß ich nicht, wahrscheinlich thut es dann Dubrowsky nicht. Ich habe ihn in seiner Kindheit gesehen, und es ist freilich möglich, daß seine Haare seit jener Zeit dunkler geworden sind, damals aber war er ein kleiner blonder Lockenkopf. Daß aber Dubrowsky fünf Jahre älter ist als meine Mascha, folglich jetzt auch nicht 35, sondern höchstens 23 Jahre alt sein kann, das weiß ich ganz gewiß."

„So ist es, Ew. Excellenz," bestätigte der Isprawnik. „Ich trage das Signalement Dubrowskys bei mir und darin steht geschrieben, daß er 23 Jahre alt ist."

„Ach!" sagte Kirila Petrowitsch, „das ist ja sehr angenehm; lesen Sie uns den Steckbrief vor, wir wollen ihn hören: es lohnt sich, sein Signalement zu kennen, denn treffen wir ihn dann zufällig einmal, so können wir sofort seine Verhaftung bewirken."

Der Isprawnik zog ein ziemlich schmutziges Papier aus der Tasche, entfaltete es mit wichtiger Miene und begann in singendem Tone zu lesen:

„Das Signalement Dubrowskys, zusammengestellt nach den Aussagen seines ehemaligen Gutsgesindes: Dubrowsky ist 23 Jahre alt, von mittlerem Wuchs, hat ein blasses Gesicht, trägt keinen Bart, hat braune Augen, blonde Haare und eine gerade Nase. Besondere Kennzeichen — nicht vorhanden."

„Und nichts weiter?" sagte Kirila Petrowitsch.

„Nichts weiter," sagte der Isprawnik und faltete das Papier zusammen.

„Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Isprawnik. Ein prächtiger Steckbrief! Unter solchen Umständen werden Sie Dubrowsky mit Leichtigkeit ausfindig machen. Ja, wer ist denn nicht mittleren Wuchses, wer hat nicht blondes Haar oder eine gerade Nase und braune Augen? Ich möchte wetten, Sie werden sich drei Stunden lang mit Dubrowsky unterhalten und nicht merken, mit wem Sie das Schicksal zusammengeführt hat. Ja, die Schreiber sind wirklich kluge Köpfe."

Der Isprawnik steckte sein Papier ruhig in die Tasche und richtete stillschweigend seine Aufmerksamkeit auf Gänsebraten und Sauerkohl. Unterdessen hatten die Diener die Gläser der Gäste schon wiederholt füllen müssen. Einige Flaschen kaukasischen und donischen Weines wurden mit lautem Knall geöffnet und fanden unter dem Namen Champagner die freundlichste Aufnahme. Die Gesichter röteten sich, die Unterhaltung wurde immer lauter, unzusammenhängender und ausgelassener.

„Nein," fuhr Kirila Petrowitsch fort, „wir werden nie mehr einen so tüchtigen Isprawnik finden, wie der selige Taras Alexejewitsch einer war. Er fackelte nicht lange und war kein Müßiggänger. Schade, daß dieser Mensch damals verbrennen mußte; ihm wäre kein einziger von der ganzen Bande entgangen. Er hätte alle hinter Schloß und Riegel gebracht und auch Dubrowsky hätte an ihn glauben müssen. Taras Alexejewitsch hätte sich von ihm bestechen lassen und ihn trotzdem dem Gericht ausgeliefert. Ja, so schlau war der Selige. Es bleibt jetzt nichts anderes übrig, ich selbst muß mich ins Mittel legen und die Räuber vernichten. Ich werde nächstens 20 Mann abkommandieren und die Gegend säubern lassen. Meine Leute sind nicht feige — jeder von ihnen nimmt es allein mit einem Bären, geschweige denn mit einem Räuber auf."

„Lebt Ihr Bär noch, Kirila Petrowitsch?" fragte Anton Pafnutjitsch, der sich bei den Worten Trojekurows seines zottigen Freundes und einiger Scherze erinnerte, denen er einst zum Opfer gefallen war.

„Der Bär läßt sich dir empfehlen," antwortete Kirila Petrowitsch. „Er starb den Heldentod. Da sitzt sein Überwinder!" Trojekurow zeigte auf den Franzosen. „Er hat deine ... nun, du wirst ja selbst wissen ... gerächt?"

„Natürlich weiß ich," sagte Anton Pafnutjitsch und kratzte sich hinter den Ohren. „Ich weiß es noch ganz genau. Petz ist also tot — das thut mir leid, thut mir wahrhaftig leid!

Er war so nett, so klug. Einen solchen Bären findet man nicht mehr. Aber warum hat ihn der Musje erschossen?"

Kirila Petrowitsch verbreitete sich mit sichtlichem Vergnügen über die Heldenthaten seines Franzosen, denn er besaß die glückliche Fähigkeit, auch mit den Verdiensten anderer zu prahlen. Die Gäste lauschten andächtig seinen Worten und bewunderten Deforges, der keine Ahnung hatte, daß von seiner Tapferkeit die Rede war, ruhig auf seinem Platze saß und seinem munteren Zöglinge gute Ratschläge erteilte.

Das Diner hatte ungefähr drei Stunden gedauert. Der Wirt legte seine Serviette auf den Tisch, alle standen auf und gingen in das Gastzimmer, um hier Kaffee zu trinken, Karten zu spielen oder das bei Tische begonnene heitere Gelage fortzusetzen.

Zehntes Kapitel.

Um 7 Uhr abends wollten sich einige Gäste verabschieden; der Hausherr, der sich in der rosigsten Weinlaune befand, ließ aber das Hofthor verschließen und erklärte, daß er bis zum nächsten Morgen seine Gäste nicht fortlassen werde. Nach kurzer Zeit ertönte im Saale eine heitere Musik, die Saalthür ging auf und bald wurde munter getanzt. Der Wirt saß mit seinen besten Freunden in einer Ecke, leerte Glas auf Glas und ergötzte sich an der Fröhlichkeit der Jugend. Die alten Herren und Damen spielten Karten. Wie überall, wo nicht zufällig ein Ulanen-Regiment in Garnison liegt, so mangelte es auch hier an Kavalieren, obgleich alle auch nur einigermaßen tanzfähigen Herren herangezogen wurden. Unter den Kavalieren zeichnete sich der Lehrer durch männliche Schönheit und edlen Anstand aus. Alle Damen wählten ihn und fanden, daß er im Walzer unübertrefflich sei. Auch Marja Kirilowna tanzte mit ihm, zur Verwunde-

rung aller Damen. Erst gegen Mitternacht erklärte der Wirt den Ball für geschlossen, ließ ein Souper servieren und ging selbst schlafen.

In seiner Abwesenheit fühlte sich die Gesellschaft frei und ungezwungen. Die Kavaliere wagten, sich neben die Damen zu setzen und die jungen Mädchen kicherten und flüsterten mit ihren Kavalieren. Die Frauen unterhielten sich laut miteinander. Die Herren tranken, disputierten und lachten; kurz und gut, das Souper verlief äußerst heiter und bereicherte die Teilnehmer um eine angenehme Erinnerung.

Nur einer der Gäste nahm an der allgemeinen Fröhlichkeit nicht teil. Anton Pafnutjitsch saß ernst und schweigsam da und war auffallend zerstreut und unruhig. Die Räubergeschichten hatten ihn sehr aufgeregt. Wir werden gleich sehen, daß seine Besorgnis nicht unbegründet war.

Als Anton Pafnutjitsch Gott zum Zeugen dafür anrief, daß die rote Schatulle leer sei, log und frevelte er nicht. Die rote Schatulle war wirklich leer: die Wertpapiere, welche sie bisher enthielt, waren jetzt in ein ledernes Säckchen gewandert, welches er auf seiner Brust unter dem Hemde trug. Nur durch diese Vorsichtsmaßregel beschwichtigte er sein grenzenloses Mißtrauen und seine ewige Angst. Jetzt sah er sich aber unerwarteterweise gezwungen, in einem fremden Hause und vielleicht sogar — gräßlicher Gedanke — in einem abgelegenen und Dieben leicht zugänglichen Zimmer zu übernachten. Das beunruhigte ihn ganz furchtbar und er beschloß daher, sich einen Schlafkameraden auszusuchen. Seine Wahl fiel auf Deforges. Die männliche, kräftige Gestalt des Lehrers und, was die Hauptsache war, seine Tapferkeit bei dem Zusammentreffen mit dem Bären, hatten ihn zu dieser Entscheidung bewogen. Als das Souper beendet war, schlich Anton Pafnutjitsch zuerst um den jungen Franzosen herum, hüstelte und räusperte sich und redete ihn schließlich an.

„Hm! hm! Musje, ich möchte in deinem Zimmer schlafen, denn siehst du . . .“

„Que desire monsieur?“ fragte Deforges und verbeugte sich höflich.

„Ach, das ist wirklich ein Unglück, Musje, daß du noch nicht des Russischen mächtig bist. Sche wö mua sche wu kusche, verstehst du?“

„Monsieur, vous n'avez qu' à ordonner,“ antwortete Deforges.

Anton Pafnutjitsch war entzückt über seine französischen Kenntnisse und eilte hinaus, um die notwendigen Anordnungen zu treffen.

Die Gäste verabschiedeten sich voneinander und jeder begab sich in sein Zimmer. Anton Pafnutjitsch begleitete den Lehrer in das Nebengebäude, wo sich dessen Wohnung befand. Die Nacht war dunkel. Deforges ging mit einer Laterne voran und Anton Pafnutjitsch folgte ihm ziemlich tapfer, drückte aber von Zeit zu Zeit das bewußte Säckchen zärtlich an sein Herz, um sich von dem Vorhandensein des Geldes zu überzeugen.

In seiner Wohnung angelangt, zündete der Lehrer ein Licht an und entkleidete sich. Anton Pafnutjitsch unternahm während dessen einen Rundgang durch das Zimmer, untersuchte Thür und Fenster und schüttelte unzufrieden sein sorgenschweres Haupt. Das Resultat seiner Untersuchung befriedigte ihn nicht. Die Thür ließ sich nur durch einen Riegel verschließen und das Fenster besaß keinen Doppelrahmen. Er wollte sich bei Deforges beklagen, aber seine französischen Sprachkenntnisse ließen ihn bei dieser ausführlichen Beschreibung bald im Stich. Der Franzose konnte ihn nicht verstehen und Anton Pafnutjitsch mußte seine fruchtlosen Versuche aufgeben. Die beiden Betten standen nebeneinander. Anton Pafnutjitsch legte sich hin und der Lehrer blies das Licht aus.

„Purkua wu tusche, purkua wu tusche?“ rief Anton Pafnutjitsch, indem er in seiner Herzensangst das russische Zeitwort „tuschu“, d. h. ich lösche aus, nach den Regeln der

französischen Grammatik konjugierte. „Ich kann nicht dormir im Dunkeln.“

Der Franzose hatte ihn nicht verstanden und wünschte ihm eine gute Nacht.

„Verdammter Ausländer!“ brummte Spiezyn und zog sich seine Decke über die Ohren. „Warum blies er das Licht aus? Ich kann ohne Licht nicht schlafen. Musje, Musje, sche wö aweck wu parle!“

Aber der Franzose schwieg und bald verkündete sein lautes Schnarchen, daß er eingeschlafen sei.

„Wie sie schnarcht, die Bestie,“ murmelte Anton Pafnutjitsch vor sich hin, „und mich flieht der Schlaf. Jetzt können Diebe zu der Thür hereinkommen oder durch das Fenster steigen, und diese Bestie wird davon nichts hören, wird sich nicht einmal durch einen Kanonenschuß wecken lassen. Musje! heda Musje! der Teufel soll dich holen.“

Anton Pafnutjitsch verstummte endlich. Des Tages Last und der reichlich genossene Wein siegten allmählich über seine Furcht; er schlummerte ein und war bald fest eingeschlafen.

Sein Erwachen sollte schrecklich sein. Er fühlte im Schlaf, daß ihn jemand leise an seinem Hemdkragen zupfte. Anton Pafnutjitsch schlug die Augen auf und sah beim schwachen Schimmer des Herbstmorgens Deforges vor sich stehen; in der einen Hand hielt der Franzose ein Taschenpistol und bemächtigte sich mit der anderen des inhaltsschweren Säckchens. Anton Pafnutjitsch war starr vor Schrecken.

„Keß ke se, Musje, keß ke se?“ brachte er mühsam hervor.

„Pst! schweigen Sie!“ antwortete der Lehrer in russischer Sprache. „Schweigen Sie! oder Sie sind des Todes. Ich bin Dubrowsky!“

Elftes Kapitel.

Auf der letzten Poststation vor Kistenewka und Pokrowskoje saß — etwa vier Wochen vor dem soeben geschilderten Ereignis — ein Reisender in dem Zimmer des Stationsaufsehers und wartete auf Pferde. Aus seinen sanften und geduldigen Mienen ging unzweifelhaft hervor, daß der Reisende ein Ausländer oder eine Privatperson war, d. h. ein Mensch, der auf den Poststationen nichts zu sagen hat. Sein Wagen stand auf dem Hofe. Er enthielt nur einen kleinen Mantelsack, der durch seine Magerkeit die beschränkten Vermögensverhältnisse seines Besitzers verriet. Der Reisende hatte weder Thee noch Kaffee verlangt, sah zum Fenster hinaus und pfiff zum großen Ärger der Frau des Stationsaufsehers, welche hinter dem Verschlage saß.

„Der ist unermüdlich," sagte sie leise. „Ha, wie er pfeift. Möge er platzen, der verwünschte Ausländer."

„Warum?" fragte der Stationsaufseher. „Was hat das zu sagen? Laß ihn pfeifen."

„Was das zu sagen hat?" entgegnete die Frau ärgerlich. „Weißt du nicht, was das bedeutet?"

„Was das bedeutet? Etwa daß das Pfeifen das Geld aus dem Hause lockt? Ach, Frauchen! bei uns kann man nach Herzenslust pfeifen, wir haben nie Geld im Hause."

„Aber so schicke ihn doch endlich einmal fort, Ssidorytsch. Du läßt ihn schon lange warten. Gieb ihm Pferde und schicke ihn zum Teufel."

„Er muß warten, liebe Pachomowna. Ich habe augenblicklich nur neun Pferde im Stall, die übrigen müssen sich erholen. Es kann in jedem Augenblick eine hochgestellte Persönlichkeit ankommen und ich verspüre durchaus keine Lust, meine Stellung wegen eines Franzosen aufs Spiel zu setzen. Ha! da haben wir's. Da kommt die Post! He! he! und wie schnell! Ist es am Ende ein General?"

Eine Kalesche kam angefahren. Ein Diener sprang vom Bock, öffnete den Schlag und gleich darauf trat ein junger Mann in einem Militärmantel und einer weißen Uniformmütze in das Zimmer. Der Diener trug ihm eine Schatulle nach und stellte sie auf das Fensterbrett.

„Pferde!" rief der Offizier in befehlendem Tone.

„Sofort!" antwortete der Stationsaufseher. „Ich bitte den Reisepaß."

„Ich habe keinen Reisepaß, da ich nur aufs Land fahre ... Erkennst du mich denn nicht?"

Der Stationsaufseher eilte dienstfertig hinaus, um die Postknechte anzutreiben. Der junge Mann ging unterdessen im Zimmer auf und ab, trat auch hinter den Verschlag und erkundigte sich dort leise bei der Frau, wer der andere Reisende sei.

„Gott weiß," sagte die Frau des Stationsaufsehers. „Es ist jedenfalls ein Franzose. Er wartet schon fünf Stunden lang auf Pferde und pfeift dazu. Er langweilt mich."

Der Offizier knüpfte mit dem Reisenden ein Gespräch in französischer Sprache an.

„Wohin reisen Sie?" fragte er ihn.

„Ich reise bis zur nächsten Stadt," entgegnete der Franzose. „Von dort fahre ich zu einem Gutsbesitzer, der mich als Lehrer für seinen Sohn engagiert hat. Ich hoffte bereits heute daselbst eintreffen zu können, aber der Herr Stationsaufseher hat es, wie mir scheint, anders mit mir beschlossen. Hier zu Lande bekommt man sehr schwer Postpferde, Herr Offizier."

„Und wie heißt der Gutsbesitzer zu dem Sie fahren?"

„Er heißt Trojekurow."

„Trojekurow? Wer und was ist Trojekurow?"

„Ma foi, monsieur, ich habe von ihm nicht viel Gutes gehört. Er soll stolz und launisch sein, grausam in der Behandlung seiner Dienstboten. Niemand kann mit ihm auskommen, alle zittern vor ihm, mit den Lehrern aber soll er nicht viel Umstände machen."

„Erbarmen Sie sich! Und Sie wollen in den Dienst dieses Ungeheuers treten?"

„Es geht nicht anders, Herr Offizier. Er hat mir ein gutes Gehalt versprochen, 3000 Rubel jährlich und freie Station. Vielleicht geht es mir besser als meinen Vorgängern. Ich habe eine alte Mutter: die Hälfte meiner Gage schicke ich ihr; von dem Rest des Geldes kann ich mir in fünf Jahren ein kleines Kapital ersparen, welches mir für die Zukunft meine Unabhängigkeit sichert und dann, bon soir, dann reise ich nach Paris und werde Kaufmann."

„Kennt Sie bereits jemand im Hause Trojekurows?" fragte der Offizier.

„Niemand kennt mich dort. Trojekurow hat mich durch einen seiner Freunde, dessen Koch ein Franzose ist, auf die Empfehlung dieses meines Landsmannes hin aus Moskau verschrieben. Sie müssen nämlich wissen, daß ich eigentlich nicht Lehrer, sondern Konditor bin. Ich hörte aber, daß hier in Rußland die Stellung eines Lehrers weit vorteilhafter sein soll ..."

Der Offizier war in Nachdenken versunken.

„Hören Sie," unterbrach er jetzt den Franzosen, „was würden Sie thun, wenn ich Ihnen sofort 10 000 Rubel gäbe und zwar unter der Bedingung, daß Sie unverzüglich nach Paris zurückkehren?"

Der Franzose sah den Offizier verwundert an, lächelte und schüttelte mit dem Kopfe.

„Die Pferde sind angespannt!" meldete der Stationsaufseher, der soeben ins Zimmer trat.

„Gleich, gleich," rief der Offizier. „Lassen Sie uns noch einen Augenblick allein. Ich scherze durchaus nicht," fuhr er fort, als der Stationsaufseher das Zimmer verlassen. „10000 Rubel kann ich Ihnen geben, Sie müssen dafür aber sofort abreisen und mir Ihre Papiere geben."

Bei diesen Worten öffnete er die Schatulle und nahm einige Päckchen Banknoten heraus.

Der Franzose machte große Augen. Er zweifelte noch immer.

„Meine Abreise ... meine Papiere,“ wiederholte er verwundert. „Hier sind meine Papiere ... aber Sie scherzen gewiß? Was wollen Sie mit meinen Papieren anfangen?“

„Das kümmert Sie nicht. Ich frage Sie, sind Sie mit meinem Vorschlage einverstanden oder nicht?“

Der Franzose traute noch immer seinen Ohren nicht, überreichte aber seine Papiere dem Offizier, der sie schnell musterte.

„Das ist Ihr Paß ... gut; ein Empfehlungsschreiben ... hm, wir werden ja sehen; der Taufschein — prächtig. Nun da haben Sie das Geld. Reisen Sie ab. Adieu!“

Der Franzose stand da, wie eine Bildsäule. Der Offizier kam zurück.

„Fast hätte ich das Wichtigste vergessen: geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie über alles, was wir soeben gesprochen und verabredet haben, das tiefste Schweigen beobachten werden ... Ihr Ehrenwort.“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort,“ antwortete der Franzose. „Aber meine Papiere? was beginne ich ohne Papiere?“

„In der nächsten Stadt melden Sie der Polizei, daß Dubrowsky Sie beraubt hat. Man wird Ihnen glauben und Sie werden die nötigen Zeugnisse ohne weiteres erhalten. Leben Sie wohl; hoffentlich sind Sie bald in Paris bei Ihrer Mutter.“

Dubrowsky verließ das Zimmer, setzte sich in seine Kalesche und fuhr davon.

Der Stationsaufseher sah zum Fenster hinaus und rief, als die Kalesche seinen Blicken entschwunden war: „Pachomowna! Weißt du was? Das war Dubrowsky!“

Die Frau eilte zum Fenster, aber es war zu spät. Dubrowsky war nicht mehr zu sehen.

„Du gottloser Mann,“ rief sie aus, „warum hast du mir das nicht früher gesagt. Ich möchte Dubrowsky für mein Leben gern sehen. Jetzt kann ich lange warten; wer weiß, wann er wiederkommt.“

Der Franzose stand noch immer ganz bestürzt da. Der sonderbare Handel mit dem Offizier, das Geld — alles erschien ihm wie ein Traum. Aber die Banknoten in seiner Tasche bewiesen ihm schließlich klar und deutlich, daß er nicht geträumt, sondern das Wunderbare wirklich erlebt habe. Nachdem er endlich Pferde erhalten hatte, fuhr er davon. Der Postknecht mußte auf seinen Wunsch langsam fahren und so erreichte er um Mitternacht die Stadt.

Mit den Papieren des Franzosen meldete sich Dubrowsky, wie wir wissen, bei Trojekurow und erhielt die Stelle. Was er damit bezweckte — wir werden es später erfahren — ging zunächst aus seinem Benehmen nicht hervor. Allerdings ließ er sich die Erziehung des kleinen Ssascha nicht sehr angelegen sein, kümmerte sich nicht um seine Streiche und nahm es mit den Lektionen, die er eigentlich nur abhielt, um der Form zu genügen, nicht sehr genau. Dagegen überwachte er die musikalischen Fortschritte seiner Schülerin mit der größten Gewissenhaftigkeit und saß mit ihr oft Stunden lang am Klavier. Alle liebten den jungen Lehrer: Kirila Petrowitsch schätzte in ihm den tüchtigen Jäger, Marja Kirilowna fand an seiner aufrichtigen Ergebenheit und ritterlichen Aufmerksamkeit Gefallen, Ssascha rechnete ihm seine Nachsicht hoch an, die Diener liebten ihn wegen seiner Gutmütigkeit und Freigebigkeit, welch letztere eigentlich in keinem Verhältnis zu seinem Gehalt stand. Er selbst war, wie es schien, der ganzen Familie liebevoll zugethan und fühlte sich in ihr bereits vollkommen heimisch.

Ungefähr ein Monat war seit der Ankunft des Lehrers bis zum Kirchenfest verflossen und niemand ahnte auch nur im entferntesten, daß der bescheidene junge Franzose ein Räuber sei, vor dem die Gutsbesitzer der ganzen Umgegend zitterten. Während dieser ganzen Zeit hatte Dubrowsky Pokrowskoje nicht verlassen, seine kühnen Streifzüge aber machten, dank der lebhaften Phantasie der Gutsbesitzer, noch immer von sich reden. Vielleicht setzte auch seine Bande ihre Thätig-

keit in Abwesenheit des Anführers fort. Als Dubrowsky sich nun ganz zufällig mit einem Menschen, den er haßte, weil er ihn für einen der Haupturheber seines Unglücks halten mußte, in einem und demselben Zimmer befand, konnte er der Versuchung nicht widerstehen. Er war von dem Vorhandensein jenes Säckchens unterrichtet und beschloß sich desselben zu bemächtigen. Wir haben gesehen, wie erstaunt der arme Anton Pafnutjitsch war, als sich der Lehrer plötzlich in einen Räuber verwandelte.

Vor der Stadt angelangt, ließ der Franzose anhalten, stieg aus seinem Wagen und setzte seinen Weg zu Fuße fort. Er machte dem Postknecht durch Zeichen begreiflich, daß er ihm Wagen und Mantelsack als Trinkgeld schenke. Der Postknecht wunderte sich über diese Freigebigkeit ebensosehr, wie der Franzose über Dubrowskys Anerbieten. Er beruhigte sich aber mit dem Gedanken, der Fremde müsse wohl den Verstand verloren haben, bedankte sich herzlich und begab sich in ein Vergnügungslokal der Vorstadt, dessen Besitzer er kannte. Hier verbrachte er die ganze Nacht und ritt am Morgen ohne Wagen und ohne Mantelsack mit geschwollenem Gesicht und roten Augen nach Hause.

Zwölftes Kapitel.

In den nächsten Tagen ereignete sich nichts Bemerkenswertes. Das Leben der Bewohner von Pokrowskoje floß einförmig dahin. Kirila Petrowitsch fuhr täglich auf die Jagd; Marja Kirilowna las, unternahm Spaziergänge, musizierte. Die Musikstunden gewährten ihr das größte Vergnügen. Sie hatte ihr Herz entdeckt und mußte sich unwillkürlich gestehen, daß ihr der junge Franzose nicht gleichgültig sei. Er seinerseits überschritt die Grenzen der Höflichkeit und des strengsten Anstandes nicht und beschwichtigte dadurch ihren Stolz und ihre Bedenken, so daß sie sich immer vertrauensvoller

dem interessanten Verkehr mit Deforges hingab. Sie langweilte sich ohne ihn; wenn er da war, beschäftigte sie sich ununterbrochen mit ihm, wollte über jeden Gegenstand seine Meinung hören und stimmte stets mit ihm überein. Vielleicht war sie noch nicht in ihn verliebt; aber bei dem geringsten Zufall oder einer unerwarteten Schicksalsfügung mußte das Feuer der Leidenschaft in ihrem Herzen hoch emporlodern.

Als Marja Kirilowna eines Tages in den Saal trat, wo ihr Musiklehrer sie erwartete, bemerkte sie mit Verwunderung den Ausdruck tiefsten Kummers auf seinem bleichen Gesicht. Sie setzte sich an das Klavier und sang ein paar Noten; aber Dubrowsky entschuldigte sich, hob unter dem Vorwande heftiger Kopfschmerzen die Stunde auf und überreichte ihr, während er die Noten zusammenklappte, heimlich einen Zettel. Marja Kirilowna nahm in ihrer Verwirrung das Blättchen an und empfand gleich darauf Reue; aber Dubrowsky hatte schon den Saal verlassen. Marja Kirilowna begab sich in ihr Zimmer, faltete den Zettel auseinander und las folgende Worte: „Seien Sie heute um sieben Uhr abends in der Laube am Flüßchen; ich muß Sie unbedingt sprechen."

Ihre Neugier war lebhaft angeregt. Sie hatte schon seit einiger Zeit ein Geständnis erwartet, hatte es herbeigewünscht und gefürchtet zugleich. Gern hätte sie aus seinem Munde die Bestätigung dessen vernommen, was sie bereits erraten hatte; sie fühlte aber auch, daß es sich für sie nicht zieme, die Erklärung eines Mannes zu empfangen, der niederen Standes war und voraussichtlich nie um ihre Hand anhalten durfte. Sie beschloß, ihm die Unterredung zu gewähren, war aber unentschieden, ob sie die Erklärung des Lehrers mit aristokratischer Entrüstung zurückweisen, ob sie dieselbe mit der Versicherung ihrer Freundschaft und einem heiteren Scherz beantworten oder mit stiller Teilnahme anhören solle. Übrigens sah sie fortwährend nach der Uhr.

Es wurde dunkel; im Zimmer brannte bereits Licht. Kirila Petrowitsch setzte sich mit einigen Gästen an den Kartentisch.

Als die Uhr ein Viertel vor sieben war, verließ Marja Kirilowna still das Zimmer, trat auf die Treppe hinaus, sah sich nach allen Seiten um und huschte in den Garten.

Der Abend war dunkel, den Himmel bedeckten Wolken, der Garten lag in schweigender Finsternis da. Flüchtigen Schrittes eilte Marja Kirilowna in der Dunkelheit auf den wohlbekannten Wegen dahin und war bald bei der Laube angelangt. Hier blieb sie stehen und schöpfte Atem, um ruhig und gemessen vor Deforges zu erscheinen. Aber Deforges stand schon neben ihr.

„Ich danke Ihnen," sagte er mit matter und erschöpfter Stimme, „daß Sie mir meine Bitte erfüllt haben. Ihre Weigerung hätte mich in die bitterste Verzweiflung gestürzt."

Marja Kirilowna antwortete ihm mit der auswendig gelernten Phrase: „Hoffentlich werde ich meine Nachsicht nicht bereuen müssen."

Er schwieg und schien nach Fassung zu ringen. „Die Umstände verlangen es . . . ich muß Sie verlassen," sagte er endlich. „Sie werden vielleicht bald von mir hören . . . aber ich selbst muß Ihnen eine Mitteilung machen, bevor ich scheide."

Marja Kirilowna sprach kein Wort. Sie sah in diesen Worten die Einleitung zur erwarteten Erklärung.

„Ich habe Sie getäuscht," fuhr er mit gesenktem Haupte fort, „ich bin nicht der Franzose Deforges — ich bin Dubrowsky."

Marja Kirilowna schrie auf.

„Um Gottes willen, fürchten Sie sich nicht. Sie dürfen nicht vor meinen Namen zittern. Ja, ich bin jener Unglückliche, dem Ihr Vater Hab und Gut genommen, den er aus dem Vaterhause vertrieben und so zum Landstreicher und Räuber gemacht hat. Aber seien Sie unbesorgt. Die Sache ist abgethan . . . ich habe ihm vergeben; Sie haben ihn gerettet. Meine erste Unthat sollte ihm gelten. Ich umschlich sein Haus, um zu bestimmen, wo das Feuer anzulegen sei,

um sein Schlafgemach zu erspähen und zu überlegen, wie ihm der Weg zur Rettung abzuschneiden sei. In diesem Augenblick gingen Sie an mir vorüber, einer himmlischen Erscheinung gleich, und mein wildes Herz besänftigte sich. Das Dach, unter dem Sie wohnten, war mir heilig; einem Wesen, welches durch die Bande des Blutes mit Ihnen verbunden war, konnte ich nicht fluchen. Ich verbannte die Rachegedanken aus meiner Seele. Tagelang strich ich in der Nähe Ihres Gartens umher, in der Hoffnung, Sie, wenn auch nur in der Ferne, zu sehen. Auf Ihren einsamen Spaziergängen wachte ich über Sie, indem ich von Gebüsch zu Gebüsch huschte, und war glücklich in dem Gedanken, daß ich Sie beschützen konnte, daß Ihnen dort, wo ich war, keine Gefahr drohte. Endlich bot sich mir unverhofft eine günstige Gelegenheit . . . ich durfte unter einem Dache mit Ihnen weilen . . .

„Diese kurzen Wochen boten mir Tage des reinsten Glückes; die Erinnerung an diese Zeit durchstrahlt das düstere Bild meiner Zukunft. Heute erhielt ich eine Nachricht, die mich zwingt, Ihr Haus sofort zu verlassen. Schon heute, noch in diesem Augenblick, muß ich gehen . . . Vor meinem Scheiden aber mußte ich mich Ihnen entdecken, damit Sie mich nicht verdammen, nicht verachten. Gedenken Sie zuweilen des unglücklichen Dubrowsky. Glauben Sie mir, er war zu etwas Besserem geboren, er hat Sie heiß und innig geliebt, er . . .“

Ein gellender Pfiff ertönte, und Dubrowsky schwieg. Er ergriff ihre Hand und drückte sie an seine heißen Lippen. Wiederum ertönte ein Pfiff.

„Leben Sie wohl,“ sagte Dubrowsky. „Man erwartet mich; jeder Augenblick des Zögerns kann verhängnisvoll für mich werden.“

Er eilte fort . . . Marja Kirilowna stand unbeweglich da. Dubrowsky kehrte zurück und erfaßte aufs neue ihre Hand.

„Wenn Sie einst von einem Unglück betroffen werden und schutzlos und verlassen sind, versprechen Sie mir, dann Ihre Zuflucht zu mir zu nehmen und von mir zu verlangen, daß ich alles aufbiete, um Sie zu retten? Versprechen Sie mir, von meinem Anerbieten Gebrauch zu machen?"

Marja Kirilowna weinte still vor sich hin. Der Pfiff ertönte zum drittenmal.

„Sie machen mich unglücklich!" rief Dubrowsky. „Ich lasse Sie aber nicht, bevor Sie mir geantwortet haben. Wollen Sie mir das Versprechen geben, oder nicht?"

„Ich gebe es!" schluchzte das arme Mädchen.

Zitternd vor Aufregung kehrte Marja Kirilowna aus dem Garten zurück. Wie ihr schien, waren auf dem Hofe ungewöhnlich viel Menschen, vor der Treppe stand ein Dreigespann, Diener liefen eifrig hin und her, das ganze Haus war in Bewegung. Schon aus der Ferne vernahm sie die Stimme Kirila Petrowitschs und beeilte sich, ihr Zimmer zu erreichen, weil sie befürchtete, daß man sie bereits vermißt habe. Im Saal kam ihr Kirila Petrowitsch entgegen; die Gäste hatten den Isprawnik, unseren Bekannten von neulich, umringt und bestürmten ihn mit Fragen. Der Isprawnik trug einen Reiseanzug, war bis an die Zähne bewaffnet und erteilte seine Antworten in geheimnisvollem, besorgtem Tone.

„Wo warst du, Mascha?" fragte Kirila Petrowitsch. „Hast du Mr. Deforges gesehen?"

Mascha konnte nur mit Mühe verneinend antworten.

„Stelle dir vor," begann wiederum Kirila Petrowitsch, „der Isprawnik will ihn verhaften und versichert mir, der Franzose sei Dubrowsky."

„Das Signalement paßt genau auf ihn, Ew. Excellenz," sagte der Isprawnik bescheiden.

„Ach, mein Lieber," unterbrach ihn Kirila Petrowitsch, „geh' mir mit deinem Signalement. Ich liefere dir meinen Franzosen nicht aus, bevor ich die Sache selbst untersucht habe. Wie kann man dem feigen, dummen Anton Pafnut-

jitsch auch nur ein Wort glauben. Es hat ihm einfach geträumt, daß der Lehrer ihn berauben wollte. Warum hat er mir denn damals am Morgen kein Wort davon gesagt . . ."

„Der Franzose hat ihn eingeschüchtert, Ew. Excellenz," antwortete der Isprawnik, „und ihn schwören lassen, daß er schweigen werde."

„Das hat er gelogen," entschied Kirila Petrowitsch. „Ich werde die Sache sofort ins reine bringen. Wo ist der Lehrer?" fragte er einen Diener.

„Er ist nicht zu finden," lautete die Antwort.

„So sucht ihn!" schrie Trojekurow, dem jetzt die Sache etwas verdächtig vorkam. „Zeige mir dein berühmtes Signalement," sagte er dem Isprawnik. „Hm! hm! dreiundzwanzig Jahre und so weiter. Das stimmt zwar, beweist aber immerhin noch nichts. Nun, wo steckt der Lehrer?"

„Wir finden ihn nicht."

Kirila Petrowitsch wurde jetzt wirklich unruhig; Marja Kirilowna war mehr tot als lebendig.

„Du bist so bleich, Mascha," bemerkte der Vater, „du hast dich gewiß sehr erschreckt?"

„Nein, Papa, ich habe Kopfweh."

„Begieb dich in dein Zimmer, Mascha, und beunruhige dich nicht weiter!"

Mascha küßte ihrem Vater die Hand und ging hinaus. Als sie ihr Zimmer erreicht hatte, sank sie auf einen Stuhl und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Die Mägde eilten herbei, entkleideten sie, kühlten ihr die Stirn mit Wasser und verschiedenen Essenzen und legten sie ins Bett, wo sie bald einschlief.

Der Franzose war und blieb verschwunden. Kirila Petrowitsch ging im Zimmer auf und ab und sang mit gewaltiger Stimme: „Laut ertöne Siegesdonner!" Die Gäste wagten nur zu flüstern. Auch die Nachforschungen des Isprawnik ergaben kein Resultat: der Franzose war spurlos verschwun-

den. Ohne Zweifel war er rechtzeitig vor der ihm drohenden Gefahr gewarnt worden. Aber von wem und wie? — das war unerklärlich.

Die Uhr schlug Elf, und vor Aufregung dachte niemand daran, schlafen zu gehen.

„Nun, worauf wartest du?“ fuhr schließlich Kirila Petrowitsch den Isprawnik an. „Du wirst hoffentlich nicht bis morgen früh hier bleiben; mein Haus ist keine Herberge. Du wirst bei deiner Ungewandtheit Dubrowsky wahrlich nicht erwischen, vorausgesetzt, daß der Lehrer wirklich Dubrowsky ist. Mache dich jetzt auf den Weg und sei in Zukunft flinker.“

„Und auch Sie, meine Herren, können jetzt aufbrechen,“ fuhr er, zu seinen Gästen gewandt, fort. „Lassen Sie anspannen, denn ich will schlafen.“

So ungnädig entließ Trojekurow an jenem Abend seine Gäste.

Dreizehntes Kapitel.

Wochen und Monate vergingen ohne Störung und Veränderung. Erst zu Anfang des nächsten Sommers unterbrach ein wichtiges Ereignis in dem Hause Trojekurows die gewohnte Ordnung desselben.

Dreizehn Werst von Pokrowskoje entfernt, lag das große Gut des Fürsten Wereisky. Der Fürst hatte lange im Auslande gelebt. Während seiner Abwesenheit verwaltete ein verabschiedeter Major seine Güter, und zwischen Pokrowskoje und Arbatowo, so hieß das Gut des Fürsten, bestanden in dieser Zeit keinerlei Beziehungen. Im Mai kehrte aber der Fürst aus dem Auslande zurück und nahm seinen dauernden Wohnsitz auf seinem Gute Arbatowo, welches er übrigens zum erstenmal in seinem Leben sah. Da er an einen geselligen Verkehr gewöhnt war, gefiel ihm das stille Landleben nicht und bereits am dritten Tage nach seiner Ankunft machte

er Trojekurow einen Besuch, um seine alte Bekanntschaft mit ihm zu erneuern.

Der Fürst stand ungefähr im fünfzigsten Lebensjahr, sah aber bedeutend älter aus. Ausschweifungen aller Art hatten seine Gesundheit erschüttert und seinen Zügen ihren unauslöschlichen Stempel aufgeprägt. Ungeachtet dessen besaß er ein angenehmes bemerkenswertes Äußere und der lange Verkehr in der großen Welt hatte seinem Benehmen etwas Gefälliges verliehen, das ihn, besonders in Damengesellschaft, mitunter sogar liebenswürdig erscheinen ließ. Er haschte nach Zerstreuungen und langweilte sich beständig.

Kirila Petrowitsch war über diesen Besuch hocherfreut, denn er erblickte darin selbstredend den Beweis der Hochachtung eines höflichen Mannes aus der großen Welt. Nach seiner Gewohnheit gewährte er seinem Gaste zuerst den genußreichen Anblick seiner Gutswirtschaft und zeigte ihm auch den Hundehof. Der Fürst wäre aber in der Hundeatmosphäre beinahe erstickt und eilte hinaus, indem er sein parfümiertes Taschentuch vor die Nase hielt. Der altertümliche Garten mit seinen gestutzten Linden, seinem viereckigen Teich und den schnurgeraden Alleen gefiel dem Fürsten auch nicht. Er liebte die englischen Gärten und die sogenannte Natur überhaupt nicht, hielt es aber hier für seine Pflicht, alles überschwänglich zu loben. Ein Diener meldete, daß das Diner serviert sei. Man begab sich zu Tische. Der Fürst hinkte, denn der weite Spaziergang hatte ihn ermüdet, und er verwünschte schon den Besuch.

Aber im Speisesaal hieß ihn Marja Kirilowna willkommen und der alte Roué war von ihrer Schönheit entzückt. Trojekurow wies dem Gaste den Platz neben seiner Tochter an. Ihre Gegenwart ermunterte den Fürsten, er plauderte heiter und es gelang ihm sogar, mitunter ihre Aufmerksamkeit durch seine lebhafte Unterhaltung zu fesseln. Nach Tische schlug Kirila Petrowitsch einen Spazierritt vor, aber der Fürst entschuldigte sich, zeigte auf seine Samtstiefel

und scherzte über sein Podagra. Er plante dafür eine Spazierfahrt in der Liniendroschke, weil er sich dann von seiner lieblichen Nachbarin nicht zu trennen brauchte.

Die Liniendroschke wurde angespannt. Die beiden Greise und das junge Mädchen setzten sich hinein und fuhren durch die Felder dahin. Die Unterhaltung geriet während der Fahrt keineswegs ins Stocken. Mit Vergnügen lauschte Marja Kirilowna den Schmeicheleien und ergötzlichen Einfällen des weltgewandten Lebemannes.

Auf einmal wandte sich der Fürst an Kirila Petrowitsch mit der Frage, warum jenes niedergebrannte Gebäude nicht wieder hergestellt sei und wem es gehöre? Kirila Petrowitsch zog die Brauen zusammen: die Erinnerungen, welche der Anblick des niedergebrannten Gutsgebäudes in ihm erweckten, waren durchaus nicht erfreulicher Natur. Er antwortete, daß er seit kurzer Zeit der Besitzer dieses Grundstückes sei, während es früher Dubrowsky gehört habe.

„Dubrowsky?“ wiederholte Wereisky, „wie, doch nicht etwa dem berühmten Räuber?“

„Seinem Vater,“ bemerkte Trojekurow. „Übrigens war auch der Vater ein tüchtiger Räuber.“

„Wo steckt jetzt unser Rinaldo eigentlich? Ist er ergriffen worden, lebt er überhaupt noch?“

„Er lebt und genießt seine Freiheit. Aber, mein Fürst, Dubrowsky hat auch dein Arbatowo besucht, wenn ich mich nicht irre.“

„Ja, im vorigen Jahre; ich glaube er hat ein Gebäude in Brand gesteckt und geplündert. Nicht wahr, Marja Kirilowna, es wäre interessant, die Bekanntschaft dieses romantischen Helden zu machen?“

„Das kann ich nicht behaupten!“ rief Trojekurow. „Meine Tochter kennt ihn übrigens. Er hat ihr drei Wochen lang Musikunterricht erteilt, für die Stunden aber, Gott sei Dank, nichts genommen.“

Und nun erzählte Kirila Petrowitsch die Geschichte von

dem vermeintlichen Franzosen. Marja Kirilowna saß wie auf Nadeln. Wereisky hörte die Erzählung mit der gespanntesten Neugier an, fand alles sehr sonderbar und lenkte das Gespräch auf einen anderen Gegenstand. Als die Spazierfahrt beendet war, befahl er seinem Kutscher anzuspannen und fuhr, trotz der inständigsten Bitten Kirila Petrowitschs, sogleich nach dem Thee nach Hause. Er hatte es aber nicht versäumt, Kirila Petrowitsch und Marja Kirilowna zu sich einzuladen und der stolze Trojekurow hatte ihm seinen Gegenbesuch versprochen. Vor dem Fürstentitel, zwei Ordenssternen und den 3000 Bauern Wereiskys hatten Trojekurows Stolz und Hochmut nicht standgehalten.

Vierzehntes Kapitel.

Zwei Tage später leistete Kirila Petrowitsch in Begleitung seiner Tochter der Einladung des Fürsten Folge. Wereisky empfing seine Gäste unten an der Treppe und reichte der jungen Dame seinen Arm. Sie traten in einen großartigen Saal. Der Fürst führte seine Gäste zum Fenster, wo sich ihnen die schönste Aussicht darbot. Die Wolga strömte an dem Hause vorüber. Auf dem Strome segelten schwerbeladene Barken langsam dahin, pfeilschnell ruderten kleine Fischerkähne an ihnen vorbei. Auf dem anderen Ufer des Flusses erblickte man Hügel, Wälder und Felder; einige Dörfer belebten die Umgegend.

Hierauf wurde die Bildergalerie in Augenschein genommen, die der Fürst im Auslande erworben hatte. Der Fürst erklärte Marja Kirilowna den Wert, die Bedeutung der Gemälde, berichtete über die Lebensschicksale der Maler und wies auf die Vorzüge und Mängel der einzelnen Bilder hin. Er sprach nicht mit der Pedanterie des Kenners, sondern mit Gefühl und Phantasie. Marja Kirilowna lauschte begeistert seinen Worten. Dann begab man sich zu Tische. Trojekurow ließ den Weinen seines Gastfreundes und der Kunst

seines Koches volle Gerechtigkeit widerfahren, und Marja Kirilowna fühlte sich in der Unterhaltung mit diesem Manne, den sie erst zum zweitenmal in ihrem Leben sah, frei und ungezwungen.

Nach dem Essen führte der Fürst seine Gäste in den Garten. Der Kaffee wurde in einer Laube am Ufer eines großen Sees getrunken. Plötzlich ertönte in der Ferne Hornmusik und bald legte ein sechsrudriges Boot am Ufer bei der Laube an. Die Fahrt auf dem See wurde von Zeit zu Zeit durch den Besuch einer Insel unterbrochen. Auf der einen gab es eine Bildsäule aus Marmor zu bewundern, auf der anderen eine lauschige Grotte.

Die Zeit floh unbemerkt dahin. Es wurde Abend. Der Fürst mahnte, da die Luft bereits kühl und feucht war, an die Heimkehr. Im Hause war der Theetisch bereits gedeckt. Der Fürst bat Marja Kirilowna, die Rolle der Hausfrau in seinem Junggesellenheim zu übernehmen. Sie schenkte den Thee ein und ergötzte sich am Geplauder des unermüdlichen Schwätzers. Auf einmal ertönte ein Knall — und eine Rakete erhellte die Nacht. Der Fürst reichte Marja Kirilowna einen Shawl und führte seine Gäste auf den Balkon. Auf dem Platze vor dem Hause drehten sich zischend bunte Feuerräder, stiegen Leuchtkugeln und Feuergarben zum dunklen Himmel empor, sandten Fontainen feurige Strahlen hinauf und überschütteten den Platz mit einem Funkenregen. Marja Kirilowna freute sich wie ein Kind, der Fürst weidete sich an ihrem Entzücken und Trojekurow war mit Wereisky sehr zufrieden, denn er betrachtete tous les frais des Fürsten als Zeichen der Hochachtung und Zuvorkommenheit.

Das Souper stand, was die Güte desselben betraf, dem Diner in keiner Beziehung nach. Schließlich begaben sich die Gäste in ihre Gemächer und verabschiedeten sich am nächsten Morgen von ihrem liebenswürdigen Gastfreunde, wobei beiderseits die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen ausgesprochen wurde.

Fünfzehntes Kapitel.

Marja Kirilowna saß in ihrem Zimmer am geöffneten Fenster vor dem Stickrahmen und nähte fleißig. Gleichwohl waren ihre Gedanken nicht auf die Arbeit gerichtet — sie weilten in der Ferne.

Leise und unbemerkt erschien auf einmal am offenen Fenster eine Hand, jemand legte einen Brief auf den Stickrahmen und war verschwunden, ehe Marja Kirilowna sich zu besinnen vermochte. In demselben Moment trat ein Diener in ihr Zimmer und rief sie zu Kirila Petrowitsch. Mit bebenden Händen verbarg sie den Brief und eilte in das Zimmer ihres Vaters.

Kirila Petrowitsch war nicht allein. Wereisky war bei ihm. Der Fürst erhob sich, als Marja Kirilowna ins Zimmer trat, und begrüßte sie mit einer Verlegenheit, die ihm sonst fremd war.

„Tritt näher, Mascha," sagte Kirila Petrowitsch. „Ich habe dir eine Mitteilung zu machen, die, wie ich vermute, dir Freude bereiten wird. Der Fürst hält um deine Hand an."

Mascha erschrak. Stumm und bleich wie ein schönes Marmorbild stand sie da. Der Fürst trat an sie heran, ergriff ihre Hand und fragte mit erheuchelter Rührung, ob sie ihn zum Glücklichsten aller Sterblichen machen wolle? Mascha schwieg.

„Sie will das, natürlich will sie das," sagte Kirila Petrowitsch, „aber so geht es, die jungen Mädchen sprechen dieses Wort nicht leicht aus. Nun, Kinder, küßt euch und seid glücklich!"

Mascha stand regungslos da, während ihr der alte Fürst die Hand küßte. Plötzlich brach sie in Thränen aus. Der Fürst machte ein finsteres Gesicht.

„Hinaus, hinaus, hinaus!" sagte Kirila Petrowitsch. „Trockne deine Thränen und komme dann fröhlich und heiter zurück. Sie weinen alle bei der Verlobung," fuhr er zu

Wereisky gewandt fort, „das läßt sich nicht ändern. Jetzt, mein Fürst, haben wir die Hauptsache zu erwägen, d. h. die Mitgift."

Marja Kirilowna machte von der Erlaubnis, sich entfernen zu dürfen, schleunigst Gebrauch. Sie lief in ihr Zimmer, verschloß die Thür und ließ den Thränen, die beim Gedanken an die Verlobung mit dem Fürsten ihren Augen entströmten, freien Lauf. Wereisky war ihr plötzlich widerwärtig und verhaßt geworden. Die Verbindung mit ihm schreckte sie mehr als der Tod.

„Nein, nein!" wiederholte sie voll Verzweiflung, „lieber gehe ich in ein Kloster, lieber heirate ich Dubrowsky." Hier erinnerte sie sich des Briefes und suchte ihn hastig hervor, um ihn zu lesen. Sie ahnte, daß er von ihm kommen müsse. In der That, der Brief war von Dubrowsky und enthielt nur die wenigen Worte:

„Um 9 Uhr abends an derselben Stelle."

Es war eine stille, mondhelle Nacht. Von Zeit zu Zeit erhob sich ein leiser Wind und ließ die Blätter der Bäume wogen und rauschen.

Wie ein Schatten huschte Mascha durch den Garten zur Laube. Es war noch niemand da. Plötzlich trat Dubrowsky hinter den Bäumen hervor.

„Ich weiß alles," sagte er bewegt. „Seien Sie jetzt Ihres Versprechens eingedenk!"

„Sie bieten mir Ihre Hilfe an?" entgegnete Mascha. „Zürnen Sie mir nicht; Ihr Anerbieten erfüllt mich aber mit Besorgnis. Wie wollen Sie mir helfen?"

„Ich kann Sie von dem verhaßten Menschen befreien."

„Rühren Sie ihn um Gottes willen nicht an, Sie dürfen ihn nicht anrühren, wenn Sie mich lieben. Ich will nicht die Veranlassung einer bösen That sein."

„Ihm soll kein Haar gekrümmt werden: Ihr Wunsch ist mir heilig. Ihnen dankt er sein Leben. Niemals werde ich in Ihrem Namen eine Frevelthat begehen. Sie dürfen nicht

meine Mitschuldige sein. Aber wie rette ich Sie vor Ihrem unerbittlichen Vater?"

„Ich habe noch nicht jede Hoffnung aufgegeben: ich werde ihn durch meine Thränen, durch meine Verzweiflung zu rühren suchen. Er ist hartnäckig, aber er liebt mich so sehr."

„Sie werden sich in Ihrer Erwartung getäuscht sehen. In diesen Thränen wird er nur jungfräuliche Schüchternheit und die gewöhnliche Abneigung aller jungen Mädchen gegen eine Vernunftheirat erblicken. Und wenn er es sich in den Kopf setzt, auch gegen Ihren Willen Ihr Glück zu begründen? Wenn man Sie mit Gewalt zum Altar führt und für immer an einen gebrechlichen, hinfälligen Greis kettet?"

„Dann, dann bleibt kein anderer Ausweg übrig — ich entfliehe mit Ihnen und werde Ihr Weib."

Dubrowsky erbebte; sein blasses Gesicht bedeckte sich mit einer dunklen Röte und war im nächsten Augenblick bleicher als zuvor. Er schwieg und senkte das Haupt.

„Nehmen Sie alle Kraft zusammen," sprach er endlich, „flehen Sie Ihren Vater fußfällig an; schildern Sie ihm die trostlose Zukunft, der Sie entgegengehen, Ihre blühende Jugend, die an der Seite eines Greises, eines Wüstlings dahinwelken soll. Sagen Sie ihm, daß der Reichtum des Fürsten Ihnen auch nicht einen einzigen Augenblick wahren Glückes darzubieten vermag. Nur den Armen kann Reichtum und Pracht reizen und selbst ihn nur kurze Zeit. Seien Sie standhaft, lassen Sie sich nicht durch seinen Zorn, seine Drohungen einschüchtern, wenn Ihnen auch nur ein Schimmer von Hoffnung bleibt; um Gottes willen, seien Sie standhaft. Wenn dann alle Mittel erschöpft sind, so bleibt Ihnen noch ein schrecklicher Ausweg: sagen Sie ihm, daß ... daß Sie einen furchtbaren Beschützer haben ..."

Dubrowsky bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Der Atem versagte ihm. Mascha weinte.

„Wie elend, wie entsetzlich elend bin ich!" rief er, tief aufseufzend. „Mein Leben hätte ich für Sie dahingegeben;

Ihr Anblick, ein Druck Ihrer Hand machte mich glücklich. Und nun, da ich Sie an mein Herz drücken, Ihnen sagen darf: ich bin dein auf ewig, ich Armer! da muß ich diesem Glück entsagen, muß ich es mit aller Gewalt von mir weisen! Ich wage es nicht, mich Ihnen zu Füßen zu werfen und dem Himmel für mein unverdientes grenzenloses Glück zu danken. O! wie muß ich jenen Mann hassen ... aber ich fühle, daß mein Herz jetzt nicht hassen kann."

Er umfaßte sanft ihre schlanke Gestalt und zog sie sanft an seine Brust. Vertrauensvoll lehnte sie ihr Köpfchen an die Schulter des Räubers — beide schwiegen ...

Die Zeit flog dahin.

„Wir müssen scheiden," sagte endlich Mascha. Dubrowsky erwachte aus seinem süßen Traum. Er ergriff ihre Hand und steckte ihr einen Ring an den Finger.

„Wenn Sie entschlossen sind, Ihre Zuflucht zu mir zu nehmen," sagte er, „so bringen Sie den Ring hierher und verbergen Sie ihn in der Höhlung dieser Eiche, dann weiß ich, was ich zu thun habe."

Dubrowsky küßte ihr die Hand und verschwand zwischen den Bäumen.

Sechzehntes Kapitel.

Die Nachricht von der Verlobung des Fürsten Wereisky verbreitete sich in kurzer Zeit unter den Gutsnachbarn. Kirila Petrowitsch nahm Glückwünsche entgegen und traf Vorbereitungen für die Vermählungsfeier. Mascha verschob die entscheidende Unterredung mit dem Vater von einem Tage zum anderen. Im Verkehr mit ihrem Bräutigam ging sie nicht über die Grenzen kalter Höflichkeit hinaus. Der Fürst machte sich darum keine Sorgen: auf Liebe hatte er nicht gehofft und ließ sich an ihrer stillschweigenden Zustimmung genügen.

So vergingen die Tage. Endlich entschloß sich Mascha zu handeln und schrieb dem Fürsten einen Brief, in welchem

sie an seine Großmut appellierte. Sie bekannte ihm aufrichtig, daß sie nicht die geringste Zuneigung zu ihm hege, bat ihn, auf ihre Hand zu verzichten und für sie beim Vater Fürsprache einzulegen. Den Brief übergab sie heimlich dem Fürsten. Er las ihn zu Hause und ließ sich durch die Aufrichtigkeit seiner Braut keineswegs rühren. Im Gegenteil, er erblickte darin nur einen Grund zur Beschleunigung der Trauung und hielt es daher für gut, den Brief seinem zukünftigen Schwiegervater zu zeigen.

Kirila Petrowitsch geriet über den Brief der Tochter an ihren Verlobten natürlich in Wut. Nur mit Mühe vermochte ihn der Fürst zu bewegen, Mascha nichts davon merken zu lassen, daß er um ihren Brief wisse. Kirila Petrowitsch versprach, seiner Tochter keine Vorwürfe zu machen, beschloß dafür aber energisch vorzugehen und verlegte die Trauung auf den folgenden Tag.

Der Fürst war mit dieser Änderung vollkommen einverstanden, ging zu seiner Braut und sagte ihr, daß der Brief ihn zwar sehr betrübt habe, daß er aber mit der Zeit ihre Zuneigung zu erwerben hoffe, daß der Gedanke an ihren Verlust ihm unerträglich sei und daß er es nicht über sich gewinnen könne, sich selbst das Todesurteil zu sprechen. Dann küßte er ihr ehrerbietig die Hand und verabschiedete sich, ohne ihr ein Wort von dem Beschlusse Kirila Petrowitschs zu sagen.

Kaum aber war er fortgefahren, so trat Kirila Petrowitsch in ihr Zimmer und befahl ihr ohne weiteres, sich zu der am folgenden Tage stattfindenden Trauung vorzubereiten. Marja Kirilowna, die bereits durch die Mitteilung des Fürsten aufgeregt war, vergoß jetzt bittere Thränen und warf sich ihrem Vater zu Füßen.

„Vater!“ rief sie mit kläglicher Stimme, „lieber Vater! Haben Sie Erbarmen mit mir: ich liebe den Fürsten nicht und will nicht seine Frau werden!“

„Was soll das heißen?“ sagte Kirila Petrowitsch zornig. „Bisher hast du geschwiegen und dich nicht geweigert, und

nun, da alle Vorbereitungen getroffen sind, wirst du eigensinnig und störrisch. Sei vernünftig; so richtest du bei mir nichts aus."

„Seien Sie barmherzig!" wiederholte die arme Mascha. „Warum wollen Sie mich verstoßen und mich einem ungeliebten Manne zur Frau geben? Sind Sie meiner überdrüssig geworden? Ich will nach wie vor bei Ihnen bleiben, lieber Vater! Sie werden mich vermissen; der Gedanke, daß ich unglücklich bin, wird Sie betrüben. Lieber Vater! zwingen Sie mich nicht: ich will nicht heiraten!"

Kirila Petrowitsch war jetzt wirklich gerührt, unterdrückte aber seine Gemütsbewegung, stieß seine Tochter von sich und sagte rauh: „Das ist der reine Unsinn, hörst du wohl? Ich weiß besser als du, was zu deinem Glücke dient. Deine Thränen helfen dir nicht; übermorgen ist deine Trauung."

„Übermorgen!" schrie Mascha. „Mein Gott! Nein, nein, das ist unmöglich, das kann, das darf nicht sein! Hören Sie mich an: wenn Sie wirklich kein Erbarmen mit mir haben, so werde ich einen Beschützer finden, an den Sie wahrlich nicht denken. Dann werden Sie mit Entsetzen sehen, daß Sie mich bis zum Äußersten getrieben haben."

„Was? was?" rief Trojekurow. „Das sind Drohungen! Mir Drohungen? Pflichtvergessenes Kind! Weißt du auch, daß ich dir diese Gedanken vertreiben kann. Du wagst es, mir zu drohen, Nichtsnutz! Wir werden ja sehen, wer dieser Beschützer ist."

„Es ist Wladimir Dubrowsky," antwortete Mascha in ihrer Verzweiflung.

Kirila Petrowitsch glaubte, seine Tochter habe den Verstand verloren und betrachtete sie mit besorgten Blicken.

„Schön!" sagte er ihr, nach einer kurzen Pause, „lasse dich beschützen, von wem du willst, einstweilen aber wirst du in diesem Zimmer bleiben ... Du wirst es bis zur Trauung nicht verlassen!" Nach diesen Worten verließ Kirila Petrowitsch das Zimmer und verschloß draußen die Thür.

Lange weinte das arme Mädchen, indem sie an die Zukunft dachte. Aber dieser stürmische Auftritt mit dem Vater hatte ihr das Herz erleichtert und allmählich beruhigte sie sich so weit, daß sie über ihre Lage und über das, was ihr zu thun übrig blieb, nachdenken konnte. Es galt vor allem, die Trauung zu vereiteln; die Ehe mit dem Räuber erschien ihr im Vergleich mit dem Schicksal, welches ihr zugedacht war, wie ein Paradies. Sie betrachtete den Ring, welchen Dubrowsky ihr geschenkt hatte. Sie wünschte ihn sehnlichst herbei, um sich vor der Entscheidung nochmals mit ihm zu beraten. Eine Ahnung sagte ihr, daß sie Dubrowsky am Abend im Garten bei der Laube finden werde, und sie war entschlossen ihn dort zu erwarten. Als es dunkel wurde, wollte sie das Zimmer verlassen; aber die Thür war verschlossen. Das Stubenmädchen teilte ihr hinter der Thür mit, daß Kirila Petrowitsch strengstens verboten habe, die Thür zu öffnen. Sie war also gefangen. Tief gekränkt setzte sie sich an das Fenster und verbrachte dort die halbe Nacht, den Blick zum Himmel gerichtet. Gegen Morgen schlummerte sie ein, aber beängstigende Träume quälten sie, und schon die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne riefen sie wach.

Siebzehntes Kapitel.

Sie erwachte und ihr erster Gedanke galt ihrer verzweifelten Lage. Sie klingelte. Eine Magd trat ins Zimmer und teilte ihr mit, daß Kirila Petrowitsch gestern Abend zum Fürsten gefahren und erst spät zurückgekehrt sei, daß er ferner den strengen Befehl erteilt habe, sie nicht aus dem Zimmer zu lassen und darauf zu achten, daß niemand mit ihr spreche. Im übrigen sei von Vorkehrungen zur Trauung nichts zu bemerken, nur habe der Priester den Befehl erhalten, das Dorf unter keinen Umständen zu verlassen. Hierauf ließ die Magd Marja Kirilowna allein und schloß wieder die Thür ab.

Diese Nachrichten erbitterten die junge Gefangene auf das heftigste. Sie beschloß Dubrowsky von dem Geschehenen zu unterrichten und sann darüber nach, wie sie den Ring in die Höhlung der Eiche gelangen lassen könne. In diesem Augenblick flog ein Steinchen an das Fenster; Marja Kirilowna blickte auf den Hof hinaus und sah den kleinen Ssascha, der ihr zuwinkte. Sie wußte, daß er sie sehr liebte und war sehr erfreut.

„Guten Morgen, Ssascha; was willst du?"

„Ich wollte dich fragen, liebe Schwester, ob du etwas brauchst. Papa ist sehr böse auf dich und hat allen verboten, dir etwas zu besorgen; aber sage mir nur, was ich thun soll, und ich werde alles auf das beste ausrichten."

„Schönen Dank, mein lieber Ssascha. Höre, du kennst wohl die alte hohle Eiche bei der Laube?"

„Gewiß, liebe Schwester."

„Wenn du mich wirklich liebst, so laufe in den Garten und verstecke diesen Ring in der Höhlung jenes Baumes; sei aber vorsichtig, so daß niemand dich bemerkt."

Nach diesen Worten warf sie ihm den Ring zu und schloß das Fenster.

Der Knabe hob den Ring auf und eilte spornstreichs zur Eiche. Hier angekommen, sah er sich vorsichtig nach allen Seiten um und verbarg den Ring in der Höhlung. Schon wollte er zurücklaufen, um Marja Kirilowna mitzuteilen, daß er ihren Auftrag glücklich ausgeführt habe, als plötzlich ein rothaariger, zerlumpter Knabe hinter der Laube hervorsprang, zum Baume eilte und seine Hand in die Höhlung der Eiche steckte. Flink wie ein Eichhörnchen stürzte sich Ssascha auf ihn und umklammerte ihn mit beiden Händen.

„Was willst du hier?" fragte er ihn drohend.

„Was kümmert das dich?" entgegnete der fremde Knabe und suchte sich von ihm zu befreien.

„Laß den Ring hier, Roter," schrie Ssascha, „oder ich werde dir's lehren!"

Der Gegner gab ihm, statt einer Antwort, einen Faustschlag ins Gesicht; aber Ssascha ließ ihn trotzdem nicht aus den Händen und schrie aus voller Kehle: „Diebe, Diebe! Hilfe, Hilfe!"

Der fremde Knabe suchte seinen Angreifer von sich abzuschütteln. Er war etwa zwei Jahre älter und bedeutend stärker als Ssascha; Ssascha aber war gewandter. So rangen sie einige Minuten miteinander. Schließlich behielt der Rote die Oberhand. Er warf den kleinen Ssascha zu Boden und würgte ihn. Aber in demselben Moment fuhr ihm eine starke Hand in seine roten, struppigen Haare und der Gärtner Stepan hob ihn in die Luft und ließ ihn einige Augenblicke in der Luft zappeln.

„Ach, du rote Bestie," rief der Gärtner, „wie darfst du unseren kleinen Herrn schlagen?"

Ssascha war unterdessen aufgesprungen und hatte sich sofort wieder erholt. „Unter den Armen bekamst du mich zu fassen," sagte er, „und das war dein Glück, denn sonst wäre es dir nie gelungen, mich zu Boden zu werfen. Jetzt gieb mir den Ring und dann trolle dich."

„Fällt mir gar nicht ein," antwortete der Rote, drehte sich schnell im Kreise herum und befreite auf diese Weise seine Borsten aus den Händen des Gärtners.

Dann ergriff er die Flucht, aber Ssascha holte ihn ein und versetzte ihm einen heftigen Stoß in den Rücken, so daß der Knabe hinfiel. Stepan ergriff ihn aufs neue und fesselte ihn jetzt mit einem Gurt.

„Gieb den Ring heraus," rief Ssascha.

„Es ist am besten, junger Herr," sagte Stepan, „wir übergeben ihn dem Verwalter zur Bestrafung."

Der Gärtner führte seinen Gefangenen auf den Gutshof und Ssascha begleitete ihn, wobei er von Zeit zu Zeit ängstlich seine Beinkleider betrachtete, welche deutliche Spuren des Kampfes an sich trugen. Unvermutet begegnete ihnen Kirila Petrowitsch, der eben aus dem Pferdestalle kam.

„Was bedeutet das?“ fragte er den Gärtner.

Stepan beschrieb ihm in aller Kürze den ganzen Vorfall. Kirila Petrowitsch hörte ihm aufmerksam zu.

„Du Taugenichts,“ wandte er sich an Ssascha, „warum hast du dich mit ihm geprügelt?“

„Er wollte den Ring aus der hohlen Eiche stehlen, Papa; sagen Sie ihm, daß er den Ring abgiebt.“

„Was für einen Ring? Aus welcher Eiche?“

„Ja, Marja Kirilowna hat mir ... der Ring war ...“

Ssascha wurde verlegen und stotterte. Kirila Petrowitsch runzelte die Stirn und sagte kopfschüttelnd: „Also Marja Kirilowna ist auch an der Sache beteiligt! Erzähle mir alles oder ich werde dir die Rute geben, daß dir Hören und Sehen vergehen sollen.“

„Bei Gott, Papachen ... ich, Papachen ... Marja Kirilowna hat mir nichts aufgetragen, Papachen!“

„Stepan, bringe mir eine gute, frische Birkenrute!“

„Warten Sie, Papachen, ich werde Ihnen alles erzählen. Ich lief heute über den Hof und Marja Kirilowna öffnete das Fenster. Ich eilte hinzu und sie ließ den Ring unabsichtlich fallen und ich verwahrte ihn in der hohlen Eiche, und ... und ... dieser rote Junge wollte den Ring stehlen.“

„Ließ ihn unabsichtlich fallen, du wolltest ihn verwahren ... Stepan! die Rute her!“

„Papachen, warten Sie, ich werde alles erzählen. Marja Kirilowna befahl mir, zur Eiche zu laufen und den Ring in die Höhlung des Baumes zu stecken; ich lief dahin und versteckte den Ring, aber dieser widerliche Bursche ...“

Kirila Petrowitsch wandte sich zu dem widerlichen Burschen und fragte ihn streng: „Wem gehörst du?“

„Mein Herr heißt Dubrowsky,“ lautete die Antwort. Kirila Petrowitsch machte ein finsteres Gesicht.

„Du erkennst mich, wie es scheint, noch nicht als deinen Herrn an ... schön. Aber was wolltest du in meinem Garten?“

„Ich stahl Himbeeren.“

„Aha! wie der Herr, so der Knecht! Aber wachsen die Himbeeren in meinem Garten an den Eichen; was sagst du dazu?"

Der Knabe schwieg.

„Papa, sagen Sie ihm, daß er den Ring herausgeben soll," rief Ssascha.

„Schweige, Alexander!" antwortete Kirila Petrowitsch. „Vergiß nicht, daß ich mit dir noch ein Wort zu reden habe. Gehe ins Zimmer. — Du, Schielauge, du bist, wie mir scheint, gar nicht so dumm. Wenn du ein offnes Geständnis ablegst und den Ring auslieferst, so werde ich dir die Strafe erlassen und dir noch ein paar Kopeken schenken." Der Knabe zeigte seine Hände: sie waren leer. „Thust du das aber nicht, so sollst du dein blaues Wunder erleben. Nun!"

Der Knabe schwieg beharrlich, stand mit gesenktem Kopfe da und spielte den Blödsinnigen.

„Schön!" sagte Kirila Petrowitsch. „Sperrt ihn ein und bewacht ihn gut. Entwischt er, so sollt Ihr mir dafür büßen!"

Stepan führte den Knaben in den Taubenschlag, schloß ihn dort ein und bestellte die alte Hühnermagd Agafja zu seiner Wächterin.

„Es ist kein Zweifel, sie steht mit diesem verdammten Dubrowsky in Verbindung. Sollte sie ihn wirklich um Hilfe gebeten haben," dachte Kirila Petrowitsch, während er in seinem Zimmer auf und abging und vor Ärger sang: „Laut ertöne Siegesdonner! . . ." — „Jedenfalls bin ich ihm auf die Spur gekommen und er soll mir nicht entgehen. Diesen Zufall werde ich benutzen . . . Aha! ein Wagen; Gott sei Dank, das ist der Isprawnik. Bringt mir den Gefangenen!"

Der Wagen kam auf den Hof gefahren, und bald darauf trat der Isprawnik staubbedeckt in das Zimmer zu Kirila Petrowitsch.

„Eine herrliche Mitteilung!" rief Kirila Petrowitsch. „Ich habe Dubrowsky eingefangen."

„Gott sei Dank, Ew. Excellenz!" sagte der Isprawnik erfreut. „Wo ist er?"

„Das heißt, nicht Dubrowsky selbst, sondern einen aus seiner Bande. Er wird soeben hierher geführt. Er wird uns auf die Spur seines Hauptmannes verhelfen. Da ist er."

Der Isprawnik hatte sich auf einen riesigen Räuber gefaßt gemacht und war daher sehr enttäuscht, als er einen dreizehnjährigen schwächlichen Knaben erblickte. Er sah Kirila Petrowitsch fragend an. Kirila Petrowitsch erzählte nun, was am Morgen vorgefallen war, ohne dabei seiner Tochter Erwähnung zu thun.

Der Isprawnik hörte ihm aufmerksam zu und betrachtete dabei von Zeit zu Zeit den kleinen Sünder, der auch jetzt die Rolle des Blödsinnigen spielte und den ganzen Vorgang nicht zu begreifen schien.

„Ew. Excellenz gewähren mir wohl eine geheime Unterredung," sagte endlich der Isprawnik.

Kirila Petrowitsch führte ihn in das Nebenzimmer und schloß sich hier mit ihm ein.

Nach einer halben Stunde erschienen beide wieder im Saal, wo der Gefangene die Entscheidung seines Schicksals erwartete.

„Dein Herr," sagte ihm der Isprawnik, „hatte zwar die Absicht, dich in das Gefängnis zu werfen, dich peitschen zu lassen und dich sodann zur Ansiedelung nach Sibirien zu schicken; aber auf meine Bitte hat er dir verziehen."

Er befahl den Dienern, den Gefangenen von seinen Fesseln zu befreien.

„Bedanke dich bei deinem Herrn," sagte der Isprawnik. Der Knabe ging zu Kirila Petrowitsch und küßte ihm die Hand.

„Du darfst jetzt gehen," sagte ihm Kirila Petrowitsch. „Hoffentlich wirst du nächstens keine Himbeeren aus hohlen Eichen stehlen!"

Der Knabe ging hinaus, hüpfte froh die Treppe hinunter, lief dann so schnell er konnte über das Feld nach Kistenewka. Beim Dorfe angelangt, klopfte er an das Fenster einer halbverfallenen Hütte. Das Fenster wurde geöffnet und eine alte Frau sah hinaus.

„Großmutter, gieb mir Brot!“ sagte der Knabe. „Ich habe seit heute Morgen nichts gegessen, ich sterbe vor Hunger.“

„Ach! du bist's, Mitja; wo hast du den ganzen Tag gesteckt, du Taugenichts?“ fragte die Alte.

„Das will ich dir später erzählen, Großmutter; gieb mir jetzt Brot, Brot um Gottes willen!“

„Komm herein in die Stube.“

„Es geht nicht, Großmutter. Ich habe noch etwas zu besorgen. Brot, gieb mir Brot!“

„Du Landstreicher,“ brummte die Alte. „Da hast du Brot,“ und dabei reichte sie ihm ein Stück Schwarzbrot hinaus.

Der Knabe biß gierig hinein und ging, auf beiden Backen kauend, weiter.

Es war unterdessen Abend geworden. Mitja näherte sich dem Kistenewkaschen Walde. Als er bei den zwei Tannen, die gleichsam die Vorhut des Waldes bildeten, angelangt war, blieb er stehen, sah sich nach allen Seiten um, stieß einen gellenden Pfiff aus und lauschte. Ein leises, andauerndes Pfeifen ertönte; jemand trat aus dem Walde hervor und näherte sich Mitja.

Achtzehntes Kapitel.

Um dieselbe Zeit ging Kirila Petrowitsch in seinem Zimmer auf und ab und pfiff sein Lieblingslied lauter als gewöhnlich. Das ganze Haus war in Aufregung. Die Diener eilten geschäftig hin und her, die Mägde huschten aufgeregt aneinander vorüber. Viel Volk trieb sich auf dem Hofe herum. In ihrem Boudoir saß Marja Kirilowna bleich und regungslos vor dem Spiegel. Eine Dame, von mehreren Mägden umgeben, schmückte sie zu ihrer Trauung. Ihr Köpfchen hatte sich unter der Last der Brillanten gesenkt. Sie fuhr zusammen, wenn eine Hand sie unzart berührte, schwieg aber dazu und blickte starr und gleichgültig in den Spiegel.

„Bald fertig?“ ertönte hinter der Thür die Stimme Kirila Petrowitschs.

„Sofort!“ antwortete die Dame. „Marja Kirilowna, stehen Sie auf, betrachten Sie sich im Spiegel, sind Sie zufrieden?“

Marja Kirilowna erhob sich und gab keine Antwort. Die Thür wurde geöffnet.

„Die Braut ist bereit,“ sagte die Dame zu Kirila Petrowitsch. „Lassen Sie die Kutsche kommen!“

„Nun, dann mit Gott!“ sagte Kirila Petrowitsch gerührt. „Komm her zu mir, Mascha, ich will dich segnen.“

Das arme Kind fiel vor ihm auf die Kniee und brach in Thränen aus. „Papachen . . . Papachen . . .“ rief sie weinend, und die Thränen erstickten ihre Stimme.

Kirila Petrowitsch segnete sie schnell. Man hob sie auf und mußte sie zur Kutsche fast tragen. Zu ihr setzte sich die Brautmutter und eine Dienerin. Sie fuhren zur Kirche. Dort erwartete sie schon der Bräutigam. Er ging seiner Braut bis zur Kutsche entgegen und war bestürzt beim Anblick ihrer blassen und verstörten Züge. Sie betraten zusammen die kalte, leere Kirche. Die Thür wurde hinter ihnen fest abgeschlossen.

Der Geistliche betrat den Altar und die Feier begann. Marja Kirilowna sah und hörte nichts; sie hatte den ganzen Tag einen und denselben Gedanken: sie erwartete Dubrowsky. Sie hatte bis jetzt keinen Augenblick die Hoffnung verloren. Als aber der Priester die gewöhnliche Frage an sie richtete, da fuhr sie zusammen und erschrak heftig. Aber noch jetzt zögerte sie mit der Antwort, noch jetzt hoffte sie. Der Priester wartete ihre Antwort nicht ab und sprach das entscheidende Wort aus.

Die Feierlichkeit war beendet. Marja Kirilowna ließ den kalten Kuß des verhaßten Gatten über sich ergehen, vernahm wie im Traume die Glückwünsche der wenigen Gäste und konnte es noch immer nicht fassen, nicht glauben, daß ihr Schicksal nunmehr besiegelt, daß Dubrowsky nicht zu ihrer

Rettung herbeigeeilt sei. Der Fürst sprach zärtliche Worte zu ihr — sie hörte nichts.

Man verließ die Kirche. Vor derselben standen die Bauern von Pokrowskoje. Ihr Blick flog ängstlich forschend über die Leute hin und wurde gleich darauf wieder starr und kalt.

Die Neuvermählten setzten sich in die Kutsche und fuhren nach Arbatowo, wohin Kirila Petrowitsch bereits vorausgeeilt war, um das junge Paar zu empfangen. Der Fürst ließ sich durch die sichtliche Kälte seiner jungen Frau keineswegs beirren. Er quälte sie während der Fahrt nicht mit zärtlichen und überschwenglichen Worten, sondern beschränkte seine Unterhaltung auf das Notwendigste und beanspruchte keine Antwort. So hatten sie ungefähr zehn Werst zurückgelegt, als plötzlich laute Rufe ertönten. Die Kutsche hielt und war plötzlich von einer Schar Bewaffneter umringt. Ein Mann in einer Halbmaske riß den Schlag an der Seite der jungen Frau auf und rief ihr zu: „Sie sind frei! Steigen Sie aus."

„Was soll das heißen?" rief der Fürst. „Wer bist du?"

„Es ist Dubrowsky," antwortete die Fürstin.

Ohne seine Geistesgegenwart zu verlieren, zog der Fürst ein Pistol aus seiner Brusttasche hervor und schoß auf den maskierten Räuber. Die Fürstin schrie auf und bedeckte entsetzt ihr Gesicht mit beiden Händen. Die Kugel hatte Dubrowsky in die Schulter getroffen; das Blut strömte aus der Wunde. Der Fürst zog schnell ein zweites Pistol hervor, konnte aber von seiner Waffe keinen Gebrauch machen; die andere Thür der Kutsche wurde aufgerissen, kräftige Hände zerrten ihn aus der Kutsche, entwanden ihm das Pistol und zückten Messer gegen seine Brust.

„Rührt ihn nicht an!" befahl Dubrowsky, und seine Genossen traten zur Seite.

„Sie sind frei!" wandte sich Dubrowsky an die zitternde Fürstin.

„Nein!" antwortete sie. „Es ist zu spät, ich bin dem Fürsten angetraut, ich bin seine Frau."

„Was sagen Sie!“ schrie Dubrowsky voll Verzweiflung. „Nein! Sie sind nicht seine Frau, man hat Ihnen Gewalt angethan, freiwillig hätten Sie nie Ihr Jawort gegeben.“

„Ich habe meine Zustimmung freiwillig gegeben und dem Fürsten Treue gelobt,“ antwortete sie mit Festigkeit. „Der Fürst ist mein Gemahl, geben Sie ihn frei und lassen Sie uns ziehen. Ich habe mein Wort nicht gebrochen, habe Sie bis zum letzten Augenblick erwartet . . . aber jetzt, ich wiederhole es nochmals, jetzt ist es zu spät. Lassen Sie mich!“

Aber Dubrowsky vernahm ihre Worte nicht mehr. Von Schmerz und Blutverlust erschöpft, war er zu Boden gesunken. Die Räuber scharten sich um ihn. Er erteilte ihnen mit schwacher Stimme einen Befehl. Sie hoben ihn in den Sattel, zwei von ihnen stützten ihn, ein Dritter führte das Pferd am Zügel und sie ritten von dannen. Die Kutsche, ihre Insassen, den geknebelten Kutscher und die ausgespannten Pferde überließen sie ihrem Schicksal. Sie hatten nichts geraubt und das Blut ihres Hauptmanns nicht gerächt.

Neunzehntes Kapitel.

Auf einer engen, schmalen Lichtung mitten im Walde erhob sich eine kleine Befestigung, welche aus einem Erdwall und Graben bestand und einige Zelte und Erdhütten umschloß. Im Freien vor den Zelten saßen bärtige Gestalten um große Kessel herum und aßen. Ihre bunt zusammengewürfelte Kleidung und ihre Bewaffnung kennzeichnete sie auf den ersten Blick als Räuber. Auf dem Walle saß mit untergeschlagenen Beinen der Wachtposten neben einer kleinen Kanone. Er besserte Kleidungsstücke aus und schaute dabei von Zeit zu Zeit aufmerksam nach allen Richtungen aus. Obgleich der Becher während der Mahlzeit fortwährend die Runde machte, herrschte unter den Räubern lautloses Schweigen. Sie standen still vom Essen auf, verrichteten ein kurzes Gebet und verschwanden in den Zelten oder im Walde.

Der Wachtposten hatte seine Arbeit beendet. Er schob sein Handwerkszeug zur Seite, warf noch einen bewundernden Blick auf seine Leistung, setzte sich dann rittlings auf die Kanone und stimmte ein melancholisches Lied an.

Gleich darauf öffnete sich die Thür eines Zeltes und eine alte Frau, sorgfältig und sauber gekleidet, mit einem weißen Häubchen auf dem Kopfe, trat heraus.

„Du solltest lieber schweigen, Stepka," sagte sie erregt „Der Hauptmann schläft und du singst aus voller Kehle Ihr seid wirklich unbarmherzige und gefühllose Menschen."

„Sei mir nicht böse, Alte," antwortete Stepka, „ich werde nicht mehr singen. Hoffentlich wird der Hauptmann bald gesund."

Die alte Frau kehrte in das Zelt zurück und Stepka marschierte, stumm wie ein Fisch, auf dem Walle auf und ab

In dem Zelte lag der verwundete Hauptmann auf seinem harten Lager. Auf einem kleinen Tische neben dem Bett lagen seine Pistolen, der Säbel befand sich unter seinem Kopf kissen. Das Zelt war mit schweren Teppichen ausgeschmückt In einer Ecke standen ein hübscher Toilettentisch und ein großer Spiegel. Dubrowsky hielt ein aufgeschlagenes Buch in der Hand, seine Augen aber waren geschlossen. Auch die alte Frau, die ihn mit besorgten Blicken ansah, wußte nicht recht, ob er schlafe oder in Gedanken versunken sei.

Plötzlich fuhr Dubrowsky zusammen. Draußen wurde die Besatzung alarmiert und gleich darauf steckte Stepka seinen Kopf in das Zelt.

„Väterchen, Wladimir Andrejewitsch!" rief er, „die Späher haben das Zeichen gegeben, wir werden angegriffen."

Dubrowsky sprang von seinem Lager auf, ergriff seine Waffen und eilte hinaus. Auf dem Hofe liefen die Räuber geschäftig hin und her; bei seinem Erscheinen entstand eine lautlose Stille.

„Sind alle beisammen?" fragte Dubrowsky.

„Alle, mit Ausnahme der Streifpatrouille."

„Ordnet euch!“ rief Dubrowsky, und die Räuber nahmen ihre Plätze ein. In diesem Augenblick kehrten drei Streifpatrouillen in schnellem Laufe zurück. Dubrowsky ging ihnen entgegen.

„Was ist vorgefallen?“ fragte er.

„Soldaten sind im Walde, wir werden umzingelt,“ lautete die Antwort.

Dubrowsky ließ das Thor schließen und untersuchte selbst die Kanone. Im Walde wurden Stimmen laut. Die Räuber standen schweigend da. Plötzlich zeigten sich drei oder vier Soldaten am Rande der Lichtung, wichen beim Anblick der Räuber sofort zurück und schossen ihre Flinten ab, um ihren Kameraden ein Zeichen zu geben.

„Fertig zum Gefecht!“ kommandierte Dubrowsky, und unter den Räubern entstand eine geschäftige Bewegung. Gleich darauf war wieder alles still. Schon hörte man den regelmäßigen Schritt der anrückenden Soldaten; Flintenläufe blitzten zwischen den Bäumen auf, ungefähr 150 Soldaten traten aus dem Walde hervor und stürmten mit lautem Geschrei gegen den Wall an.

Dubrowsky feuerte selbst die Kanone ab; der Schuß war gut gezielt — die Kugel riß einem Soldaten den Kopf ab und verwundete zwei andere. Die Soldaten wollten zurückweichen, aber der Offizier stürmte mutig vorwärts, die Soldaten folgten ihm und sprangen in den Graben. Die Räuber schossen mit Flinten und Pistolen auf die Angreifer und erschlugen die Soldaten, welche den Wall erkletterten, mit Beilen. Es entstand ein blutiges Handgemenge. Die Soldaten erstiegen unter schweren Verlusten den Wall und drängten die Räuber zurück. Da ging Dubrowsky auf den Offizier los, setzte ihm das Pistol auf die Brust und gab Feuer. Der Offizier stürzte lautlos zu Boden; einige Soldaten eilten herbei und trugen ihn in den Wald; die übrigen gerieten in Verwirrung, als sie ihren Angreifer fallen sahen. Diesen Augenblick benutzten die Räuber, trieben die Soldaten zurück und

stürzten sie in den Graben hinab. Die Belagerer ergriffen die Flucht. Die Räuber hatten gesiegt. Dubrowsky ließ den fliehenden Feind nicht verfolgen, rief die Räuber zurück, verschanzte sich wieder in seiner Festung, verdoppelte die Wachtposten und ließ die Verwundeten verbinden.

Die letzten Vorfälle veranlaßten die Regierung, energisch gegen Dubrowsky einzuschreiten. Man stellte die sorgfältigsten Nachforschungen an. Eine ganze Compagnie Soldaten wurde abkommandiert, mit dem Befehl, Dubrowsky tot oder lebendig einzubringen. Einige Glieder der Bande fielen den Soldaten in die Hände. Sie sagten aus, daß sich Dubrowsky nicht mehr unter ihnen befinde. Wenige Tage nach jenem glücklich abgeschlagenen Sturm hatte er die Räuber versammelt, ihnen mitgeteilt, daß er sie verlassen werde und ihnen den Rat gegeben, ihr Leben zu ändern.

„Ihr seid unter meiner Führung reich geworden,“ hatte er gesagt. „Jeder von euch hat einen Paß, mit dem er sich unbehelligt in ein entferntes Gouvernement begeben und sein Leben in Frieden und Ruhe beschließen kann. Ihr seid aber alle Spitzbuben und wollt wahrscheinlich euer Handwerk nicht aufgeben.“ Nach dieser Rede hatte er sie verlassen.

Niemand wußte, wo Dubrowsky geblieben war. Man bezweifelte anfangs die Aussagen der Gefangenen, denn man wußte, wie sehr die Räuber ihren Hauptmann liebten. Man glaubte, daß sie ihn in Sicherheit gebracht hätten; aber bald überzeugte man sich von der Zuverlässigkeit ihrer Angaben. Die Überfälle, Brandstiftungen und Plünderungen nahmen ein Ende, die Landstraßen waren wieder sicher.

Später vernahm man aus zuverlässiger Quelle, daß Dubrowsky ins Ausland geflüchtet sei.

Ende.

Turgenjeff, Lieutenant Jergunoff. — Eine seltsame Geschichte. 2 Erzählungen. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Litteratur- und Lebenserinnerungen. Dtsch. v. Walter. 20 Pf.
—, Ein König Lear der Steppe. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Gedichte in Prosa. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Die neue Generation. Roman. Dtsch. v. W. Lange. 80 Pf. — Geb. 1 M. 20 Pf.
—, Memoiren eines Jägers. Dtsch. v. H. Moser. 60 Pf. — Geb. 1 M.
Turgenjeff, Eine Unglückliche. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Punin u. Baburin. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Der Raufbold. — Lukerja. 2 Erzählgen. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Väter und Söhne. Deutsch v. W. Lange. 60 Pf. — Geb. 1 M.
—, Tagebuch eines Ueberflüssigen. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Visionen. — Der Faktor. 2 Erzählgn. Dtsch. v. A. Gerstmann. 20 Pf.

Dygasinski, Ad., Auf dem Edelhofe. Novelle. 20 Pf.
Korzeniowski. Jos., Unsere Szlachta. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 40 Pf.
Krasinski, Sigm. Graf, Irydion. Dtsch. v. Dr. A. Weiß. 40 Pf.
Kraszewski, J. J., Alte und neue Zeit. Dtsch. v. Löbenstein. 20 Pf.
—, Der Dämon. Novelle. 40 Pf.
—, Hetmanssünden. Zeitbild aus d. Ende des 18. Jahrh. 80 Pf.
—, Jermola der Töpfer. Dorfgeschichte. Dtsch. v. Löbenstein. 40 Pf.
—, Morituri. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 1 M.
—, Resurrecturi. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 80 Pf.
Malczewski, Anton, Maria. Ukrainische Erzählung. Dtsch. v. Dr. A. Weiß. 20 Pf.
Mickiewicz, Adam, Sonette. 20 Pf.
—, Balladen und Romanzen. Dtsch. v. Dr. Weiß. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Przyborowski, W., Die Fähnrichstochter. Roman. 40 Pf.
Rodziewicz, M., Das Märchen vom Glück. Eine Dorfgeschichte. 20 Pf.
Rzewuski, Graf Heinrich, Denkwürdigkeiten des Pan Severin Soplica. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 80 Pf.
Siemienski, Luc., Erzählungen. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 40 Pf.
Sienkiewicz, Heinrich, Dorfgeschichten. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 20 Pf.
—, Zersplittert. (Na marne.) Aus dem Kiewer Studentenleben. 40 Pf.
—, Die Dritte. Lux in tenebris lucet. Eine heitere und eine ernste Erzählg. a. d. Künstlerleben. 20 Pf.
—, Quo vadis? Erzählung aus der Zeit Neros. 2 Bde. à 60 Pf. — In 1 Bd. geb. 1 M. 75 Pf.
Swientochowski, Alex., Aus dem Volksleben. Erzählungen. 20 Pf.
Zaleski, J. B., Die heilige Familie. Biblische Dichtung. Dtsch. v. A. Zipper. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Cech, S., Novellen. 20 Pf.
—, Unter Büchern und Menschen. Erzählung. Dtsch. v. Bauer. 20 Pf.
Nemcova, Großmutter. Böhm. Landleben. Dtsch. v. A. Smital. 60 Pf.
Neruda, Jan, Kleinseitner Geschichten. 60 Pf.
Neruda, Jan, Genrebilder. Dtsch. v. A. Smital. 2 Theile. à 20 Pf.
Lazarevic, Lazar K., Serbische Novellen. 20 Pf.
Vrchlicky, Farbige Scherben. Ironische und sentimentale Geschichten. Dtsch. v. Edm. Grün. 20 Pf.

Joan Slavici, Die Glücksmühle. Novelle. Aus dem Rumänischen von Leon Schönfeld. 20 Pf.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 098510149